

A photograph of a forest stream with a large pile of driftwood in the foreground. The water is dark and rippling, and the surrounding forest is lush with green trees and foliage. The scene is captured from a low angle, looking down the stream.

# FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 12/2010

Scheitern



Editorial	S. 2
Freundschaft und Entscheidung	S. 3
Der Fluss	S. 6
Besichtigung	S. 6
Kommunikationsversuche II	S. 10
Black Box (Miss Harmlos)	S. 11
Berlin (Daniela Henker)	S. 17
Internetrecherche des Quartals	S. 18
Briefe von Onkel Jo (Thomas Glatz)	S. 19
Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle, Teil IX	S. 23
Aus dem Plattenarchiv	S. 32

## Editorial

Hallo Zusammen,

die vorliegende Sommernummer markiert drei Jahre Friktionen im Dienste der Unterhaltung und der Erkenntnis. Die Ausgabe konterkariert ihren Titel ein bisschen, fühlt sich der nach wie vor große Zuspruch engagierter Autoren doch so gar nicht nach Scheitern an. Miss Harmlos hat uns wieder einen Einblick in die Absurdität postmoderner Existenzen gewährt. Mögen deren Probleme nicht die unseren Sein! Daniela Henker hat einen historischen E-Mail-Verkehr eingebracht, vom dem man sich wünscht, es handelte sich um historische Dokumente. Thomas Glatz hebt einen Maler aus Landsberg aus der Vergessenheit, dessen ambivalente Biographie ein Licht auf Zeiten wirft, in denen die Spannungsfelder zwischen Kunst und Leben mehr als ein Biertischproblem waren.

Nach wie vor gilt die Einladung für ‚Friktionen‘ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt, kann das Magazin per Newsletter bei [friktionen@web.de](mailto:friktionen@web.de) abonnieren.

München, Juni 2010

### Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:  
Matthias Hofmann  
Schwanthalerstr. 94  
80336 München

## Freundschaft und Entscheidung

### *Der Ruf in die Entscheidung*

Manchmal ist man halt gefordert. Da kommt nicht nur ein mehr oder weniger belastendes Arbeitsfeld daher, ein erfüllendes und intensives Beziehungsleben, sondern auch noch eine Welt, die einen ins Fragen ruft, ohne eine naheliegende Antwort mitzuliefern. Eine Meinung ist gefordert oder gar eine Entscheidung, eine Positionierung im Handeln. Oft weiß man dann nicht genau was zu tun ist, fühlt sich für eine Positionierung nicht gut genug gewappnet, müsste sich intensiver mit dem Thema beschäftigen. Die Struktur der späten Moderne kommt einem bei dieser Fragestellung scheinbar wenig entgegen. Wirft man einen Blick in aktuelle Gesellschaftsanalysen, trifft man früher oder später auf vertraute Thesen: unsere Welt wird immer komplizierter, wir häufen in exponentieller Geschwindigkeit Wissen an, Komplexitäten allerorts. Der Einzelne erscheint oft als ein in diese Entwicklung Geworfener – verlassen, überfordert, der Urteilsfähigkeit beraubt. Es riecht ein bisschen nach Katastrophenszenario, Entmächtigung und Entpolitisierung. Ohne Grund besteht dieses Jammern um die galoppierende Entwertung von Wissen und der damit in Zusammenhang gebrachten Krise der Urteilsfähigkeit nicht. Hier sind Erkenntnisse der Sozialwissenschaften in den feuilletonistischen Mainstream eingesickert. Auch dort wird postuliert: Die moderne Idee des Fortschritts hat sich vor allem in einer ungemeinen Anwachsen der technologischen Strukturen und des Wissens um diese Struktur verwirklicht.

### *Komplexifizierung und Banalisierung*

Während die einfacheren Geister innerhalb der Wissenschaft versuchen, diesen Zuwachs an Kenntnissen zu quantifizieren und Modelle der ‚Wissensverdoppelung‘ aufzusetzen, die Zeiträume zu untersuchen, in denen diese angeblich Mehrung stattfindet, stellen andere lediglich fest, dass diese Komplexifizierung eine der Themen ist, die von den Träumen der Moderne übrig geblieben ist. So z.B. der französische Philosoph und Mitbegründer der postmodernen Debatte Jean-François Lyotard: ‚Was sich auf Weise als Horizont [...] abzeichnet, ist das Anwachsen der Komplexität auf den meisten Gebieten, einschließlich der ‚Lebensweisen‘ des täglichen Lebens. Damit ist eine entscheidende Aufgabe umschrieben: Die Menschheit fähig zu machen, sich sehr komplexen Mitteln des Fühlens, Verstehens und Tuns anzupassen, die über das, was sie verlangt, hinausreichen.<sup>1</sup> Dabei gilt ihm dieser Anspruch nicht für Alle: ‚Die Menschheit zerfällt in zwei Teile. Der eine sieht sich der Herausforderung der Komplexität ausgesetzt, der andere der älteren, schrecklichen Herausforderung des eigenen Überlebens. Das ist vielleicht der Haupt Gesichtspunkt für das Scheitern der Moderne, das im Prinzip [...] für die gesamte Menschheit gelten sollte.<sup>2</sup> Hier scheint das Problem der Teilnahme auf – die Frage, was es bedeutet, wenn ich, aus welchen Gründen auch immer, nicht in der Lage bin, diese Entwicklung mitzugehen. Eine kritische Frage des Sozialen, die nicht in allen Analysen dieselbe Rolle in diesem Zusammenhang spielt. Norbert Elias, dessen Schaffensschwerpunkt um die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg liegt, sieht in dieser Entwicklung eher einen Treiber zur Einebnung von Machtgefällen. Für ihn ist

---

<sup>1</sup> Jean-François Lyotard - Einladung zu einem neuen Bühnenbild, in: ders. - Postmoderne für Kinder. Briefe aus den Jahren 1982-1985, Wien 2009, S. 115.

<sup>2</sup> Jean-François Lyotard - Notizen über die Bedeutung von ‚post-‘, in: ders. - Postmoderne für Kinder. Briefe aus den Jahren 1982-1985, Wien 2009, S. 108.

das Phänomen eine Fortschreibung des seit dem 19. Jahrhundert bestehenden Gesellschafts- und Wirtschaftsmodells. Die steigende Komplexität ist in dieser Perspektive vor allem ein Treiber von Spezialisierung, die notwendigerweise einen größeren Kreis von Menschen bei der Gestaltung von sozialen Prozessen einzubeziehen hat. Unter dem Schlagwort von funktionaler Differenzierung und zunehmender Interdependenz, geht es dann um die zwangsläufige Einebnung von Machtstrukturen und der Verlagerung hin zu Stabilisierung von Verflechtungsprozessen.<sup>3</sup>

### *Handeln und Nichtwissen*

Egal, ob man der eher kritischen Sichtweise von Lyotard oder der affirmativ-bejahenden von Elias folgt, die Tendenzen scheinen eindeutig. Daran kann auch die Tatsache nichts ändern, dass die Krise des Wissens schon Aristoteles in seiner Politik beschäftigt hat.<sup>4</sup> Es bleibt die Frage des Umgangs mit diesem Phänomen in der eigenen Lebenspraxis. Wie lässt sich eine Basis für das Handeln, das Werten und das Entscheiden unter diesen Umständen wieder herstellen? Ist das überhaupt die richtige Frage? Ist Wissen die notwendige Voraussetzung für das ‚richtige‘ Urteil? Kann ich Wissen überhaupt als eine Struktur von Weltkenntnis auffassen? Oder ist Wissen vielmehr eine spezifische Strukturierung von Welt? Frei nach dem Motto ‚jeder ist in seiner eigenen Welt, aber meine ist die Richtige‘<sup>5</sup>. Handeln, Entscheiden und Urteilen sind zweifellos alles Aktivitäten, die mit Informationen und Kenntnissen verbunden sind. Trotzdem existiert keine feste Koppelung. Urteilen, Entscheiden und Handeln bedeutet immer eine Gewichtung, eine Wertung des Vorliegenden auf einer Basis die jenseits des Wissens liegt. Informationen können zwar Einfluss auf Qualität und Ergebnis einer Entscheidung haben [im Sinne eines Wegs der weniger Potential des ‚Scheiterns‘ an der eigenen Weltkonstruktion beinhaltet], in letzter Konsequenz steht aber immer das Urteil als solches, ein Ausfluss persönlicher Präferenzen. Trotzdem leuchtet das Bild vom Wissen als Basis der eigenen Handlungskompetenz immer wieder durch. Man fühlt sich halt nicht in jedem Fall berufen, derjenige mit dem Urteil zu sein. Zu voluntaristisch bleibt einem der Sprung in die Entscheidung, ins Handeln ohne ‚rationale‘ Basis. Die wuchernde Informations- und Wissensgesellschaft wird dann als Entmündigung oder Krise der Urteilsfähigkeit erlebt.

### *Das Handeln mit der Entscheidung der Anderen*

Der unbedingte Wille zum Urteil ist ein möglicher Weg aus dem Dilemma. Er setzt allerdings ein fast metaphysisches Vertrauen in die eigene Person als Quelle des ‚richtigen‘ Handelns voraus. Eine Position, die wenig Raum lässt, ein Scheitern auch als solches anzuerkennen. Nötige Revisionen zerstören dann den Urgrund der Kraft zur Entscheidung (nämlich das unbegründbare Wissen es doch eh richtig zu machen). Als Alternative bleibt nur, Felder der Entscheidungsfähigkeit zu entwickeln, Topologien des Lebensvollzugs, in denen man sich mit eigenen Urteilen wohl fühlt. Hier erscheint das Schlagwort ‚Spezialisierung‘ am Horizont, ein Phänomen das mich der Möglichkeiten zu berauben scheint, die mit

<sup>3</sup> Vgl. Norbert Elias - Was ist Soziologie?, München 2004, 10. Auflage, S. 101.

<sup>4</sup> In seiner Politik taucht schon das Entscheidungsproblem auf, dass er nur ungern einem Einzelnen überlassen möchte. Begründung: ‚Aber ein Einzelner kann doch nicht leicht Vieles überblicken.‘ (Aristoteles – Politik, Reclam, Stuttgart 1989, S. 197). Der Lösungsansatz folgt auf den Fuß: ‚Es werden demnach mehrere von ihm eingesetzte Beamte nötig sein‘ (a.a.O.), also quasi funktionale Differenzierung als Weg.

<sup>5</sup> Lassie Singers – Jeder ist in seiner eigenen Welt, auf: Lassie Singers – Die Lassie Singers helfen Dir, Song 11, Deutschland 1991.

der klassischen Frage des partizipativen bzw. politischen Menschen einhergeht. Es gibt schlicht zu wenig Themen, bei denen ich mich überzeugt und kompetent engagieren könnte. Auf diesem Weg bleibt nur die Koppelung des eigenen Lebensvollzugs an andere Quellen von Urteil und Wertung, Quellen die in einem erfüllten Leben quasinatürlich zur Verfügung stehen. Es geht um die Freundschaft. Der freundschaftliche Rat ist ein legitimes Motiv von Nähe und Selbstversicherung, eine Bereicherung des eigenen Lebens. Es geht dabei eigentlich nie um Informationsaustausch oder gar Lernen, es steht eigentlich immer die Wertung und das Urteil im Vordergrund.



Eine tief empfundene Freundschaft wird dabei oft mit dem Rat bei sehr persönlichen Fragen in Verbindung gebracht, also in einem Feld, in dem die eigene Wissenssituation die spezifische Form der Distanzlosigkeit angenommen hat. Das Problem ist in diesen Fällen nicht, dass ich über die Problemstellung nicht genug weiß – im Gegenteil: kaum jemand kann mehr darüber wissen und genau darin liegt das Problem der Wertung einerseits und die Möglichkeiten des Freundes andererseits. Die Basis dieser Konstellation ist das Vertrauen in die Urteilsfähigkeit des vertrauten Anderen und zwar nicht in Bezug auf sich selbst, sondern in Bezug auf mich. Ich bin davon überzeugt, dass der Freund in der Lage ist, eine Entscheidung zu setzen, die ich mit meinem Informationsstand auch so treffen würde. Dieses Vertrauen ist in einer Situation der explodierenden Wissensgesellschaft auch für andere Lebensbereiche als die persönlichen nutzbar. Ich muss nicht mehr wissen, wie sich moderne Managementsysteme in der Wirtschaft auswirken und was davon zu halten ist – ich brauche nur einen Freund, der sich damit auskennt und dessen Urteil ich vertraue. Felder der Urteilskrise können damit durch Felder der kommunikativen Selbstversicherung abgelöst werden. Eine Idee, die freilich nicht zu einer Auflösung der von Lyotard proklamierten Ausgrenzung führt. Das Kriterium ‚Komplexitätsbewältigungsfähigkeit‘ wird damit nur vom Kriterium ‚soziales Kapital‘ abgelöst, wenn man an dieser Stelle der Diktion des französischen Soziologen Pierre Bourdieus folgen will. Nicht jeder hat Freund und Freundinnen, mit denen er bei einem Bier oder Wein die Frage ‚Bankenkrise gut oder schlecht? Und wenn schlecht, warum?‘ erschöpfend klären könnte um dann bei nächster Gelegenheit meynungssicher pöbeln zu können. Insofern nehmen an den Machtnivellierungsprozessen eines Norbert Elias auch nur diejenigen teil, die über freundschaftliche Verbindungen zu Menschen verfügen, die sie fragen können.

## Der Fluss

Es heißt ja immer, dass nur tote Fische mit dem Strom schwimmen. Die Frage bleibt dann aber, was der noch lebendige Fisch an sich vom Schwimmen entgegen der Flussrichtung hat – außer übermäßiger Herzbelastung, hohem Kalorienverbrauch, Burn-Out-Syndrom und erhöhtem Infarktrisiko. Als ein Bild, das uns Sinn und Motivation für Dissidenz und Widerstand vermitteln soll, ist der Fisch auf dem Weg zur Quelle denkbar ungeeignet. Denn am Ende des Tages, wenn er denn oben angekommen ist, hat er vielleicht gelaicht – nichtsdestotrotz fließt der Fluss noch immer in dieselbe Richtung. Der Fisch ist dann vielleicht da wo er hinwollte (oder zwecks Arterhaltung musste) und hat insofern seine persönlichen Ziele erreicht – was ja unter Umständen gar nicht so wenig ist. Als Bild für angebrachtes politisches Verhalten kann der fleißige Fisch aber nicht herhalten, denn da geht es eher um den Fluss. Fließt er in die richtige Richtung? Fließt er zu schnell oder zu langsam? Ist das Wasser sauber? Hat er eine aparte Uferzone? Das Ändern der Schwimmrichtung akzeptiert noch immer die vorgegebene Bahn. Unter diesem Gesichtspunkt wäre die passende Variante eher: Nur tote Fische bauen keine Dämme. Oder: Nur tote Fische graben keine Kanäle.

## Besichtigung

„So meine Damen und Herren, wenn Sie bitte ein bisschen nach vorne kommen, damit Sie besser sehen können! Wir stehen hier vor einem typischen Eingangsbereich, wie er im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts in vielen Fällen realisiert wurde. Bitte beachten sie die funktionale Gestaltung mit automatisierten Schiebetüren, dominiert von den Logos der Firma. Die Vorraumgestaltung, die bereits durch die großzügige Glasfassade sichtbar wird, kann als geradezu archetypisch eingeschätzt werden, weil zum Zeitpunkt der Planung keinerlei bauliche Vorgaben durch Altbestand der Reinheit des funktionalen Arrangements entgegenstanden. Lassen Sie uns jetzt hineingehen. Sind alle da? Vielleicht einzig auffällig und nicht oft so zu finden: die Pfandrückgabe, realisiert über eine ‚Bottle 2001‘-Rücknahmemaschine. Der Kunde kann hier Einzelflaschen oder auch ganze Leergutkästen einstellen und bekommt dafür einen autorisierten Bon, den er dann am Kassensystem, das rechts von uns liegt, einlösen kann. Wir werden später noch Gelegenheit haben, hier einen genaueren Blick zu riskieren. Hinter uns liegen die Abstellflächen für die sogenannten Einkaufswägen, im konkreten handelt es sich um eine Edelstahlausführung mit dreigliedriger Aufreihungsfunktion. Der Besucher kann hier entgeltfrei einen der auf Rollen gelagerten Stahlkörbe ausleihen, um darin seine Auswahl von Waren zwischenzulagern. Konkrete Beispiele für diesen Vorgang sehen wir später. Es handelt sich hier um die einzige Einrichtung dieser Art in diesem Markt. Ein deutliches Zeichen dafür, dass wir uns in einer Einrichtung mittlerer Größe befinden. Bitte treten Sie ein bisschen zurück meine Dame, um den Einheimischen den Zugang zu den Wägen zu ermöglichen! Lassen sie uns nun die eigentlichen Nutzflächen über die neben den Wagenboxen befindliche Schleuse betreten. Einrichtungen wie diese sind üblicherweise von einer Art Sperrsystem umgeben. Zweck ist dabei allerdings nicht die Internierung der Besucher bzw. von Personen, die sich im Markt aufhalten, sondern die von noch nicht bezahlten Waren. Sie müssen also keine Angst haben! Ein Verlassen des Marktes ist normalerweise

nur über das bereits erwähnte und noch immer im Sichtbereich liegende Kassensystem möglich. So, hier befinden wir uns in dem ersten Gliederungsbereich des Marktes, der als sogenannter Obst- und Gemüsebereich hier mehr oder weniger archetypisch vorliegt. Grundsätzlich können Sie davon ausgehen, dass die meisten Märkte nach ähnlichen Prinzipien organisiert sind, wie dieser hier. Da das Angebot im Großen und Ganzen doch recht umfangreich ist, hat man sich fast überall dazu entschlossen, die Waren in Produktgruppen zu präsentieren, die sich an Nutzungsarten oder Lebensmitteltypen orientieren. Die Standardpräsentationsweise sind dabei funktional orientierte Regale, die üblicherweise bis zur problemlosen Reichhöhe eines Standardnutzers gehen. Der sog. Obst- und Gemüsebereich, in dem wir gerade stehen, stellt in diesem Zusammenhang insofern eine Ausnahme dar, da die Warenpräsentation hier etwas anders erfolgt. Meistens werden die entsprechenden Produkte auf Schrägflächen fast komplett im Sichtbereich auf Hüfthöhe aufgebahrt und beleuchtet. Ursache für diese Abweichung ist vermutlich die kurze Haltbarkeit und schlechte Stapelbarkeit der entsprechenden Waren. Gehen wir nun weiter meine Damen und Herren und sehen wir in einen typischen Präsentationsbereich von Supermarktwaren in Form der bereits von mir angesprochenen Regale. Prinzipiell können sich Interessenten im ganzen Markt frei bewegen und die angebotenen Produkte begutachten. Sie werden nicht von Angestellten des Marktes bei ihrem Einkauf betreut. Detailfragen zu den einzelnen Waren sind jeweils durch Eigenstudium der Verpackungen oder schlicht Erfahrung selbst zu erkunden. Eine gute Frage, meine Dame! Es sind trotzdem noch Menschen in diesem Markt beschäftigt. Dabei geht es vor allem um das Nachfüllen der Waren, Reinigung des Ladens und last but not least Durchführung der Kassenaktivitäten, die wir später noch sehen werden. Im allgemeinen sind die Angestellten durch weiße Kittel mit einem kleinen Logo des Betreibers ganz gut zu erkennen. Sie können einen solchen Mitarbeiter am Ende der Regalzeile sehen. Im Normalfall sind aber die Kassenkräfte die einzigen Mitarbeiter der Märkte, mit denen die Kunden in Kontakt kommen.

Gibt es zu diesem Zeitpunkt noch Fragen? Ja das ist interessant. Das tatsächliche Erwerben der Ware für den eigenen Gebrauch findet erst an der Kasse statt. Ausnahmen bilden oft der Verkauf von Fleischwaren und Gebäck, gelegentlich auch Meeresprodukte. In diesem Zusammenhang sind Verkaufstheken mit Kühlfunktion vor einem Wandbereich in die Innenarchitektur eingelassen. Die dortige Verlaufslogik folgt weitgehend der Struktur des spezialisierten Lebensmitteleinzelhandels. Das heißt, dass der Interessent sich vor der Theke anstellt und einzeln in einem Gespräch von Fachverkäufern bedient wird. In diesem Zusammenhang kommen auch individuelle Portionierungs-, Kommissionierungs- und Verpackungsvorgänge zu Einsatz. Es besteht eine unterschwellige soziale Verpflichtung, die auf diese Weise aufbereiteten Waren auch tatsächlich zu erwerben. Das Liegenlassen auf den restlichen Verkaufsflächen ist verpönt. Wir werden später an einer solchen Einrichtung vorbeikommen, wobei in diesem Fall hier der Verkauf von Fisch nicht vorgesehen ist. Sie haben dann Gelegenheit einen solchen Verkaufsvorgang zu beobachten oder sogar selbst teilzunehmen. Bedenken Sie aber bitte, dass entsprechende Auswahlentscheidungen endgültig sind und später im Rahmen des Kassensystems auch bezahlt werden müssen! Wir wollen ja nicht negativ auffallen, oder?

An sich handelt es sich bei den Waren nach wie vor um das Eigentum des Marktes, solange sich die Menschen mit den Nahrungsmitteln in den fahrbaren Körben innerhalb der Marktflächen befinden. Aus diesem Grund gibt es auch implizite Regeln, wie mit den Dingen umzugehen ist. Die Waren müssen immer offen vor sich her getragen werden. Entweder im Wagen, in Körben oder in den Händen. Es ist tatsächlich nicht erlaubt, die Produkte in Manteltaschen oder unter der Kleidung zu verbergen. Eine solche Art des Transports zur Kasse würde als Diebstahl ausgelegt werden und hätte eine Übergabe an das Justizsystem zur Folge. Auf den ersten Blick mag man kaum glauben, wie eine solche Tat überhaupt auffallen sollte auf einer so großen und mit Regalen verstellten Fläche wie dieser. Tatsächlich beschäftigt sich mit diesen Themen eine Angestelltenkategorie, die ich noch nicht erwähnt habe, nämlich die sogenannten Detektive. Sie beobachten die Kunden auch mit Hilfe aufwändiger Kamerasysteme genau hinsichtlich solcher Aktivitäten, die als Diebstahl oder auch Zerstörung von Waren angesehen werden können. Wie bitte? Ja, das ist auch nicht so ganz klar. Aber vermutlich setzen sich die Menschen hier dieser Kontrolle aus, weil es trotz allem die schnellste und billigste Art ist, sich seiner Lebensmittel zu versichern. Noch weitere Fragen? Nein? Dann gehen wir bitte weiter, einfach mir folgen ... Hier befinden wir uns im Bereich der sogenannten frischen Ware. Die Regale sind hier zumeist als geschlossene Systeme wandnah konzipiert und schaffen ein gekühltes Klima, um Haltbarkeiten zu erhöhen, das zumindest sagen die lokalen Forschungsergebnisse der Lebensmittelindustrie. Hier finden wir im konkreten Fall auch vorportionierte Meeresprodukte, da dieser Supermarkt – wie schon erwähnt – nur Theken für Brot, Fleisch- und Wurstwaren unterhält. Dort finden Sie auch Einheimische im Gespräch mit dem Personal.

Dann kommen wir zum spannendsten Teil unserer Führung. Jeder darf jetzt den Markt auf eigene Faust erkunden und sich eine Kleinigkeit zum Einkauf und Bezahlung mitnehmen. Achten sie darauf, dass Sie die Dinge offen in der Hand tragen und nicht in Ihrer Kleidung verbergen! Wir treffen uns in einer Viertelstunde bei den Regalen mit den Alkoholika, um dann das Kassieren live mit den von Ihnen ausgesuchten Waren zu erleben!“ ...

„So, sind wir alle wieder da? ...34, 35 und 36. Sieht gut aus. Ich sehe schon, einige haben die Gelegenheit genutzt, um sich ein paar Kleinigkeiten als Andenken oder zum Verzehr mitzunehmen. Einige Mutige haben sich offensichtlich sogar an den Verkaufstheken versucht. Wie war das? Ja, ich weiß! Die Menschen in diesem Landesteil sind leider nicht für ihre Freundlichkeit bekannt! Entsprechend wenig ausgeprägt ist die Geduld gegenüber Menschen, die die Gepflogenheiten nicht kennen. Aber keine Angst, schließlich sind wir ja quasi inkognito hier! Nun zu einem weiteren spannenden Aspekt unserer Erlebnisführung, dem Kassieren. Sie sehen hier vor sich diverse Check-In-Strukturen, alle identisch aufgebaut und immer abwechselnd nach hinten und vorne versetzt. Prinzipiell besteht für die Nutzer des Marktes freie Wahl welche dieser Kassen sie zum Bezahlen ihrer Warenauswahl nutzen wollen. Aber Vorsicht! Es sind nicht immer alle in Betrieb! Diejenigen, bei denen kein Licht leuchtet und eine Kette vor dem schmalen Gang hängt, können nicht genutzt werden. Der Rest funktioniert nach dem, was der Logistiker das first-in – first out-Prinzip nennen würde. Die Nutzer stellen sich seriell an jeder Kasse einzeln an und werden von vorne nach hinten entlang der jeweiligen Schlange abkassiert. Es besteht keine Möglichkeit die Rangfolge zu verändern, außer durch Bitten



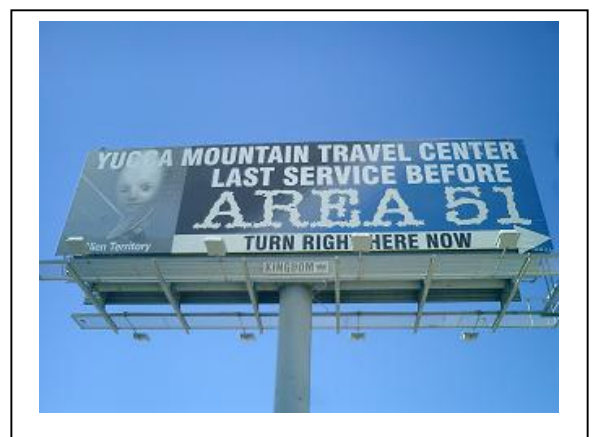
beim Vordermann oder der Vorderfrau. Ein Phänomen, das eigentlich nur bei der Auswahl weniger Waren durch den Bittenden zum Tragen kommt. Also kein Meistgebot, kein Kampf um die Plätze. Die Tatsache, dass jede Kasse einzeln eine Reihe aufstellt, hat allerdings zu einem Volksmythos geführt. Prinzipiell lässt sich die Wartezeit bis zum Kassieren an einer solchen Schlange durch zwei Varianten ermitteln: Länge der jeweiligen Schlange und Abarbeitungsgeschwindigkeit. Ich habe schon erwähnt, dass bei der Wahl vollkommene Freiheit besteht. Wenn man also – und das gehört hier zum guten Ton – möglichst bald bezahlen will, um dadurch das Einkaufserlebnis zu beenden und sich anderen Dingen zu widmen, so ist man auf Informationen über die beiden Variablen angewiesen. Die Länge der Schlange ist unmittelbar einsichtig und stellt damit das geringere Problem dar. Interessanter ist die Frage der Geschwindigkeit. Sie ist nicht konstant und hängt von einer Reihe von Faktoren ab: die Menge der Waren pro Einkaufswagen, der Interaktionskomplexität zwischen Kassiererin und Nutzer und etwaigen logistischen Problemen bei der Abrechnung. Die letzten beiden Faktoren sind selbst erfahrenen Nutzern nicht unmittelbar einsichtig und können nur geschätzt werden. Hier spielt soziologisches Geschick und die Kenntnis etwaiger problematischer Warengruppen eine große Rolle. Auf dieser Unsicherheit beruht denn auch der vorhin angedeutete Mythos, dass jeweils die Schlange die langsamste sei, für die man sich selbst entschieden hat. Jetzt können Sie es selbst versuchen! Schätzen Sie ab, suchen Sie eine Kasse! Wenn Sie das Band erreichen, nehmen Sie vom hinteren Rand einen der länglichen Abtrenner und legen Sie ihn quer hinter die letzte Ware Ihres Vordermanns, sobald sich Raum auf dem Band bietet und der vor Ihnen Stehende mit dem Ausräumen seines Wagens fertig ist. Warten Sie dann bis die Angestellte am Ende des Bandes ihnen einen Betrag nennt und bezahlen Sie ihn. Alles, was in der Auffangstruktur hinter ihr liegt, können Sie jetzt wieder an sich nehmen und verstauen. Ach ja: Treuepunkte sammeln Sie nicht, eine Einkaufstasche benötigen Sie auch nicht, denn es gibt für jeden eine mit einem aufgedruckten Erinnerungsphoto von dieser Tour. Frau Sawanski wartet bereits hinter den Kassenvorrichtungen mit ihrem persönlichen Exemplar. Dann: „Auf gutes Gelingen“ ...

„So, alle wieder da? 33, 34, Ja! Hat jeder seine Tasche? Dann begleiten Sie mich bitte wieder durch die Ausgangstür vor den Markt. Da ist dann Zeit für Fragen und Anregungen. ... Nein, nicht alle Lebensmittel kommen aus der Gegend. Hinter Einrichtungen, wie dieser steht ein riesiges Logistikkonzept, das teilweise europaweit die Waren verteilt. Warum, ist nicht immer so ganz klar, es hat wohl etwas mit Konzentrationsprozessen bei den Herstellern und Freude an fremdländischen Erzeugnissen zu tun. Nein, man kennt die Angestellten in den Märkten in den wenigsten Fällen persönlich und das ist ja auch Teil des Konzepts. Verkaufsberatung gehört nicht zu den Aufgaben dieser Märkte. Nein, mir sind eigentlich keine gehäuften Fälle von Verletzungen durch Einkaufswägen bekannt. Die Einheimischen sind die Konstruktion gewohnt und haben über die Zeit eine erstaunliche Geschicklichkeit im Manövrieren entwickelt. Kein weiteren Fragen? Dann danke ich für Ihre Aufmerksamkeit! Sie können noch kleine Führer zum Viertel bei Frau Sawanski erwerben, Zur Schnellbahn geht es einfach 500 Meter die Straße hinunter. Vielen Dank, Sie waren eine tolle Gruppe und noch einen schönen Nachmittag in unserer interessanten Stadt!“

Kommunikationsversuche II



Bad Reichenhall (DE), 2008  
 Bamberg (DE), 2009  
 Indian Springs (US), 2007  
 Los Angeles (US), 2007  
 San Francisco (US), 2007



## Black Box

### *wachsend im Forum der Finsternis*

Lancelot Möbius streicht das silbrige lange Haar zurück und dekoriert das Haupt mit einer Majakowski-Mütze, eine Referenz an Patti Smith. Inspiriert sich mit Susan Sontags Gedankengut: ‚Fühlen ist eine Art des Denkens.‘ und streichelt behutsam, umsichtig über sein Rotfuchs-Mäntelchen.

### *Last favorite mistakes*

Im bretterverschalteten Gebäude werden unzählige Zebrafinken zu Forschungszwecken gehalten. Sein Lieblings-Gummi-Entchen steckt er in die noble Billet-Tasche und krault ihm geistesabwesend den Kopf. Schon an der Türe hört er das Gequietsche, kleine Vögel-Federbälle flattern nervös hin und her, zwischendurch hört man auch etwas komplexere Tonfolgen mit sich wiederholenden Gesangsabschnitten, die einem die Wahl zwischen Tongenießer oder -martyrer lassen. Die Zebrafinken-Weibchen singen nicht. Möbius wünscht sich mehr feminine Zebrafinken unter seinesgleichen, die bei seinem Geziepe, was ja gar nicht an ein bestimmtes Individuum gerichtet ist und keine spezifische Antwort stimuliert, einfach schweigen.

Er will die Gesangskerne bei den Zebrafinken-Männchen untersuchen. Diejenigen Regionen im Vogelgehirn, die am Erlernen und Produzieren von Gesang beteiligt sind. Die Gesangskerne HVC und RA in adulten Zebrafinken-Männchen sind um ein vielfaches größer als bei Weibchen. Wenn das Zebrafinken-Männchen also singt, sieht man die Ableitung eines Neurons im Gesangskern des Männchens, darunter die akustische Kurve eines Weibchens, das einen sogenannten Tet-Laut ausstößt. Doch kurz bevor das Weibchen seinen Tet-Laut äußert, senkt sich die Aktivität des Neurons beim Männchen ab, die sensorischen Zellen schließen sich und der Zebrafinken-Kerl flüchtet aus dem sich anbahnenden sozial-sexuellen Kontakt, die evtl. Administration gescheitert. Für Möbius liegt hier die Zuversicht, die Weltformel für den Ausstieg aus den frivolen Ideen, die ihn von den Wissenschaften abhalten. Lukullischer ist für ihn der Fortschritts-Wein, das Elixier um seine Sucht nach Stimmen zu bannen, vor allem nicht mehr darauf reinzufallen. Stimmen, die süchtig machen, die einen in grausam mordende Kämpfe zerren, bald fehlerfrei, wo man doch immer wieder dasselbe zierliche Gurren für eine hot Mama, twisted black Betty oder sonstwas aus der Sex-Mix-Playlist abspielen mag.

### *Bereit für alles*

Möbius will durch einen bestimmten Impuls eine Nervenzelle erreichen, die nicht zur Bildung des Aktionspotentials angeregt, sondern gehemmt und inhibiert wird und das weitergegebene Signal abgeschwächt wird. Barbesuche mit Babes wären kein Parforce-Ritt mehr für ihn, sobald die Nervensägen zu plappern begannen, würde jede seiner Nervenzellen die Kommunikationssignale abschwächen und er könnte unbeirrt in seinem Mai Tai rühren, weiter in die Fußstapfen der Verhaltensforscherpápste Konrad Lorenz und Erich von Holst treten und seinen Volieren einen täglichen Besuch mit Elektrophysiologen und seiner Task-Force-Einheit abstaten.

*Entladen in die Welt meist allein*

Die konsensbildende- aber gleichzeitig dialogverweigernde Assistentin belle de jour trägt ihre Lack-Hotpants und einen champagnerfarbenen Blazer, der ähnlich bedeckend wie ein Schlüsselbund funktioniert, eben gar nicht, so etwas wie man es bei den Filmfestspielen in Cannes trägt, wenn man aus der Yacht eines korrupten sibirischen Industriellen auf den roten Teppich schwebt. Eine verboten attraktive Diplomandin, die das Sexual- und Sozialleben sowie das dafür typische Lautrepertoire von Krähen, Raben und jetzt Finken studiert und wie weit sie Einfluss auf das Verhalten von Herrschern, Diktatoren mit ihrer Klangqualität haben. Dabei ist sie auch zusätzlich qualifiziert als Konfliktberaterin nach Katastrophen und diskutiert das Verhältnis von Mensch und Tier und die Auswirkungen des menschlichen Handelns. Eine Vertreterin des strengen Vegetarismus die sich der praktischen Ethik des Tierrechtsmoral des Anwalts der Tiere Peter Singer verschrieb und Tieren kein zusätzliches Leid zufügen mag.

Mit der Dauerdatenaufnahme beschäftigt singt sie anmutig: „Ja so sieht es aus, wozu der ganze Schwermut ... uns geht es besser denn je, wir wollen uns locker machen, wir schwingen das Tanzbein.“<sup>6</sup> Zu Kommunikation nicht begabt, aber in variabler Harmonieführung zu diversen Melodien immer angeregt, und während sie dem Treiben der Vögel heiter zusieht, wie sie sich gegenseitig voreinander verstecken, wertet sie unbeirrt die 40 bis 50 Gigabyte an Neuronen- und Akustikdaten aus.

An manchen Tagen sind die Zebrafinken sehr aufgewühlt, stürzen aggressiv aufeinander und stibitzen Stifte aus der Medizinkammer. Diese bohren sie sich gegenseitig in jene Zone von Nervenzellen, die den Gesang mitsteuert und wollen sich damit die Energiespeicher ausplündern. Belle de jour ist in dem zänkischen Ambiente mit ihren meditativ aufeinander gelegten Fingerspitzen ein Katalysator des Friedens. Die Tiere ordnen sich und perlen „Tu, Tu, Tsch, Tsch, Tatata.“

Letzteres übernehmen die älteren weiblichen Zebrafinken, ein klangliches Erlebnis bevor sie sich in den frisch gezogenen Zaun in ein Stammheim für Vögel zurückziehen müssen. Anthropomorphismus köchelt überall, den Zebrafinken werden menschliche Eigenschaften zugesprochen, so wie auch Göttern oder Naturgewalten.

*Burning Star*

Manchmal mischen sich auch Wimmern, Klagelaute zu diesen geflügelten Wesen.

In einer goldenen Holzbox kauert der Staatschef aus Simbabwe. Es ging die Kunde, dass seine Gala-Räume von den Prachtfinken bewohnt werden, deren Gesangsqualitäten hier in dem Institut untersucht werden. Er benötigte sie um in seinem Gold- und Diamantengräberländchen, das nach den Regeln der athenischen Sklavenhalteroligarchie funktioniert, als Hexenmeister kostbare US Models mit Prügellaffinitäten, einzuschmeicheln, mit akustischen Stimmsignalen in seine Boudoirs einzustimmen.

*Einsam im Interieur*

Die Holzbox musste etwas ausgefräst werden, da der Herrscher so breit und schwammig ist und nicht hineinpasst. So muss es wohl auch beim unseligen Sterbefall des bayerischen Ministerpräsidenten

---

<sup>6</sup> Beginner (die derbste Band der Welt) mit Jan Delay: Gustav Gans (2003).



Franz Josef Strauß gewesen sein. Jagdunfall, köstlicher Lorbeer, den er nicht mehr einheimen konnte und dann war auch noch bei der Obduktion die Röhre für die Magnetresonanztomographie zu eng. So konnte man Organveränderungen nur partiell diagnostizieren, aber in Anbetracht der Leibesfülle und der viel zu knappen Röhre konnte man sich auf überzeugendes Multiorganversagen einigen. Der gefangene Herrscher macht den Eindruck, als hätte er das Bruttosozialprodukt seines Landes allein verschlungen. Wie mit Fett gebeizt und blank poliert, Hautporen die eigenständig Öl produzieren und monströse, mit Öl überschwemmte Regionen. Angeschwollen die Stimmbänder vom Schreien, das Atmen ist mehr ein Kampf und Ausbrechenwollen aus der verordneten Stummheit, da ihm ein Knebel im Mund die Zunge lähmt. Ein Knebel der mit Yves Saint Laurent ‚Opium‘-Fragrance getränkt ist, seinem präferierten Duft, der aber hier nichts mehr bringt. Kein Befehlsempfänger weit und breit.

### *Underneath – no more Prince Charming*

Jetzt hängt sein Arm wie auf einer Schwimmbadrutsche aus einem Loch und sein roter Pfauen-Kopfschmuck mit Multifunktionswaffen in den Federn wurde ihm rüde herabgerupft und liegt am Boden. Gerade jetzt kommt Belle de jour, schnalzt mit der Zunge, ‚Sugar-Daddy, bin gleich für dich da, hol den blauen Mond für dich.‘, streift am nackten Oberarm des Afrika-Tyrannen mit ihren von der Beinpresse durchtrainierten Oberschenkel vorbei, der Herrscher windet sich armselig lustvoll in seiner knappen Behausung, die Wissenschaftlerin rupft eine der Pfauenfedern aus dem Kopfputz und zwecks Gefühlsintensivierung und –maximierung des Mannes kitzelt sie ihn am Fuß, der aus Platzgründen wie eine schlappe Bratwurst aus einem gesägten Loch heraushängt. Stöhnen, fernab von dem Ton-Mainstream, eher eine Schlacht des Stöhnens, unkeusch aber schmerzvoll wimmernd, sein Leib bestimmt für andere Interessen, nicht mehr für die seinigen. Belle de jour süßholzraspelt: „Stöhnen, bis man eine Lösung hat.“ Klar, sie muss es wissen als Konfliktberaterin.

Der schwergewichtige gekidnappte Tyrann aus Simbabwe will hier eigentlich Kolonien nach seinem Geschmack errichten, aber jetzt hat er keine Chance, die Gottesgabe jeden zum Hintanstellen seiner Neigungen zu zwingen, ist ihm verloren gegangen. Die Tränen kullern über seine speckigen Bäckchen, auf der Haut ein salziger Film, der sich wie eine Sülze auf Speck legt. Er möchte ein moralfreies Festmahl mit belle de jour, Schildkrötensuppe und Burgunder schmausen und an ihren Brüsten Gedichte deklamieren, aber die Rahmenbedingungen momentan so erbärmlich wie die Konstitution der Simbabwe Fußball-Equipe. Er war aus seinem Wohlstandssumpfgelände gezerzt worden und fühlt sich wie Schmorfleisch. Wäre der dumme Herrscher ein gut ausgebildeter Skeptiker, wie beispielsweise Thomas Bernhard, dessen der sich beim Aufenthalt in der Lungenheilstätte Grafenhof 1949 bis 51 rühmt, dann wäre er schon lange auf das Schlimmste gefasst und würde hier nicht so bemerkenswert peinlich desorientiert herumjammern. Sein militärisches Gebaren verflüchtigte sich, aber dafür klebt sein ‚Opium‘-Duft wie Ernest Hemingway an der Quelle der Freuden, seiner obligaten Whiskey-Flasche, in allen Fasern der Holzbox.

Wo ist eigentlich das Jackett mit dem Wappen und den Juwelenknöpfen, die ihm Gunter Sachs einmal schenkte auf einem Spaziergang an der Cote d'Azur? Wo ist das Perlenamulett der französischen Präsidentengattin, mit der er vis-à-vis am Coupole einer Anti-Ölbaron-Demo kichernd beiwohnte, sich

im Ledersessel der Brasserie Perversionen zuflüsterte? Belle de jour schaltete etwas Musik ein. Die Metal-Band Pro Pain brüllte überzeugend: „Make war (not love)“. Belle de jour flucht über den gestrigen Typen mit dem sie die Nacht verbrachte. Der hatte mehr vorgespielt als eigentlich da war. Das war eine Philip Roth-Romanfigur: Wie eine Matratze, vergilbt und durchweicht lungerte er in der Lounge herum, wie ein Cartoon eines Bukowski-Epigonens, wartend auf Unterstützung des König Alkohols zur Einübung in die x-beinige Männlichkeit, alles ohne dessen gefährliches und stimulierendes Brodeln.

Sobald sich der ehemalige Tyrann in der Holzbox gehen lässt, seine Körperfunktionen dahin ziehen, wird er von einer rotschopfigen Dolmetscherin, einer doppelbödigen, zugeknöpften Isabelle Huppert, versunken in ihren knochentrochenen Hyperrealismus, zerbrechlich und gewalttätig zugleich, zurechtgewiesen, dass sich dieser Weichpinsel gefälligst im Institut, in der Box, zu benehmen habe.

Manchmal wird sein Wimmern so laut, dass sich die Zebrafinken aus Protest außergewöhnliche musikalische Geschmackscreations einfallen lassen. Weichgeklopft von trällernden Disney-Club-Sex-Bomben, Mündern so groß wie die Allianz-Arena bei FC Bayern-Sieg, wünscht er sich eher die gleiche Folter wie für den südamerikanischen Regenten, den sie mit Guns ´n Roses und der Bloodhound Gang aus seinem Nest trieben. Sowa hielt er schon aus, da müssten die schon mehr Geschosse auspacken.

Unerhört, jetzt belästigt ihn auch noch eine Fruchtfliege. Der momentan kasernierte Herrscher ist leider viel zu dumm und von methodischen Grenzen hat er keine Ahnung. Er müsste schon die „Sterblichkeit“ seiner pompösen Autos analysieren, auf der Suche nach allgemeingültigen Mustern der Mortalität. Das Leben und Sterben von Insekten scheint beeinflussbar zu sein, wie texanische Wissenschaftler<sup>7</sup> feststellten. Wäre der Herrscher nun der Drosophila-Checker, ein Kluger, einer der mal im Chemie- und Biologieunterricht aufgepasst hätte, wüsste er nun, dass Parfum, ebenso wie Haarlack, Haargel, Produkte die sein Haar zu dirty wishes montieren sollen, sehr anziehend für diese quirligen Naturen wirken.

### *No Respect!*

Die Fruchtfliege surrt mit protestantischer Emsigkeit und lässt sich nicht von seinen zweideutigen Schweiß aus allen Körperöffnungen irritieren. Damit sich die Fruchtfliege nicht zu einsam fühlt, wurde noch ein Zebrafink dazugesellt. Der Diktator schreit wie am Spieß, er könnte noch mit Lautstärke, Hardcore-Erbrech-Musik leben, aber nicht, wenn man ihm ständig diese Zombies dazu steckt. Wäre der nun eingekerkerte Herrscher mit künstlerischen Talent gesegnet, könnte er durchaus noch erlebnisreichen Profit aus diesem Aufenthalt ziehen. Er könnte ihn konzeptionell verarbeiten und seine Nase, an der seit einer Stunde der Zebrafink mit Verve darauf rumpickt als vergängliche Kunst-darbietung anpreisen und gleichzeitig noch von afrikanischen Totenkult schwadronieren und sein kümmerliches, übergewichtiges Selbst, ironisch exotisieren.

---

<sup>7</sup> Die Wissenschaftler um Scott D. Pletcher von der University of Houston konnte die Lebenszeit von Fruchtfliegen um bis zu 30 Prozent steigern. Dazu blockierten sie einen speziellen Geruchsrezeptor bei den Insekten. In hoher Konzentration weist Kohlendioxid die Insekten auf Nahrung, beispielsweise faulendes Obst, Parfum, hin.

*Abschied auf Raten*

Hin und wieder steckt neugierig auch der gerichtsmedizinische Präparator seine Augen durch das Guckloch, denn er will erforschen wie weit es um des Diktators Nase bestellt ist, wann das dysfunktionale biologische Humangewebe in eine noble Galerie als Ausstellungsstück zu den Damian Hirst Totenköpfen überführt werden kann. Der Präparator steht spirituell in engen Kontakt zu dem verstorbenen Albert Hofmann, dem Erfinder des LSD, der die Dimensionen der Rauschmittel und ihren Bezug zu ihrem jeweiligen Kulturkreis auslotete und sich nun genüsslich an einem Drogenkomplet bedient. Wie ein prometheischer Lichträuber stiehlt er sich an die Box und klaut sich nach und nach Stücke der Intimität des Tyrannen und tastet auf dessen Nase wie die Hausfrauen nach der frischesten Erdbeer-Schale. Das Befingern als medizinische Vorsorge geadelt, getarnt unter der Brutalität gibt dem Präparator das Gefühl die richtige Dosis an Narkotika erwischt zu haben. Wie sein Vorbild Antonin Artaud ist er ein Verfechter des Opiums und nicht des Alkohols ‚eine der höchsten Tugenden des Opiums ist es, mich mit der Realität zu verbinden, mich in ihr zu halten und es in ihr ohne Delirien und Halluzinationen auszuhalten‘. Wenn aus der Holzbox nur noch gewürgtes Geschrei dringt, schweigt er beredt im Sinne des Antonin Artaud ‚Alles muss in eine tobende Ordnung gebracht werden‘. Skelettierte Schreie im paranoischsten Zustand abgetaucht, in dieses Wissenschafts-Separée lassen kleine Halluzinationen auf Hawaii und viele Neubeginne zu.

*Express yourself*

Die Nase würde später in der Galerie sinnlos auf einem Betonblock kleben und der Präparator würde das Publikum ermuntern in verschiedenen Positionen zu masturbieren. Sei es elegant als Skulptur wie ein Berkeley-Absolvent, delikat in sich versunken oder schonungslos eine narzisstische Aura versprühend, mit der Hektik eines Kriegsgebiets. Jeder dürfte sich beteiligen, der akademische Präparator möchte die Kluft zwischen Kunst und Leben schließen. Das wäre sicher nicht im Sinne des breitlippigen Etwas in der Holzbox, aber in einer Welt der sozialen Ungerechtigkeiten musste halt dieses auch mal seinen Obolus dazu abgeben. Sollte sich mal nicht so mit seiner Nase haben. Der Grobschlächtinge, der sich noch nicht mal gegen die neu angereiste Vogelkönigin verteidigen kann, die sich auch gleich wie an einem Fleischbankett fürstlich auf seiner zerfledderten Oberlippe niederlässt und hingebungsvoll knuspert. Früher war er ein junger, aufstrebender schwarzer Businessman mit einer 22-kalibrigen Beretta Brazil gewesen. Froh kann er sein, wenn sein Körper noch ganz bleibt. Aber die eindringenden Finkenschwärme in die Box lassen Träume platzen, es bewahrt keine Sternstunde den darbenden Herrscher vor dem Vergessen. Zuviel gelebt wie die Götter hatte er und nun musste er anscheinend die Rechnungen bezahlen.

*Kurzweil und Ungehorsam*

Der Präparator, Lanzelot Möbius und die Linda Lovelace der Wissenschaft, die global fusionierte Diplomandin, tupfen sich gegenseitig den Likör „Maroccan Delight“ von den Lippen. Kreative Unruhe vibriert in der Luft, belle de jour macht sich locker und strippt entspannt auf der Präparationsbank, ihr Trainings-Akkord um die Neugierde auf Neues anzuheizen, die Kollegen bei Laune zu halten und neue

Projekte auszuspähen. „Wir brauchen noch mehr konstruktiven Ungehorsam!“, ihr Höschchen fällt auf einer Butterpfirsich französischer Provenienz. Ihren Kollegen wird es warm ums Herz. Man sollte doch noch mehr Henry David Thoreau mit der „Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat“ beherzigen, verzehrt von Reinheit flüstert Lanzelot und ein Zebrafink zirpt gelangweilt. Belle de jour denkt laut nach „Mehr Respektlosigkeiten, mehr Verwirrung, mehr Sommer in dem alle wahnsinnig werden und in dem die Sauerei tausendmal raffinierter ist als jede Ideologie, Volksverschuldung, Staatsbankrotte, Inflationsdrohung, Mut zur notorisch wechselhaften finanziellen Gesamtsituation. Da bewegt sich was. Über die klammen Euro-Staaten milde lächeln und deren Knickrigkeiten auslachen. Courage zur traumwandlerischen Sicherheit für den Untergang, hau weg Griechenland, mehr Mut zu Fleisch und Blut, Anstößigkeiten, bei Konjunkturprognosen sich die Ohren zuhalten. Ein läppisches Rock-Konzert zur Revolution? Ist doch was für alte Säcke, Gewerkschaftsidealisten die landeinwärts robben und ihre Jugend ausgraben wollen. Da kann man doch gleich auf ein „Scorpions“-Konzert gehen und dann ins Altenheim. Wir sollten uns mehr Reisen in die Purpurträume gönnen. Hat auch schon Jünger gemeint“, Belle de jour ist so aufgekratzt, dass sie gleich in Facebook ihre neuen Ideen verkündet unter der Statuszeile: „Zebrafinken an die Macht. Make war (not love)!“.

Das ist erst der Anfang. Es stehen noch andere Persönlichkeiten auf der Liste, die auch mal in die Holzbox gesteckt werden müssen. Ewige Rockstargötter, Volksmusikanten die Gitarre zupfen wollen etc. Die einen tätigen erfolgreiche Geschäfte in der Wachstumsbranche Autoklau, zwischen Polen und Tschechen. Osteuropa ist nicht Gebiet der Möbius-Truppe, das sind Wissenschaftler, betreuen die Herrscher- und Tyrannennachsorge.

Lanzelot Möbius zieht sich wieder zu seinen Zebrafinken zurück. Er pfeift, kein tagtägliches Pfeifen, es besteht zunächst aus der Sonderbarkeit, die schon Franz Kafka beschrieb<sup>8</sup> ein feierliches Hinstellen, um nichts anderes als das Übliche zu tun. Hochmütig und frech, gerade dann wenn tausend Schultern unter der Last zittern, die doch nur für einen bestimmt war. Aus schlimmer, politischer oder wirtschaftlicher Lage rettet angeblich der Gesang, ein unsägliches Pfeifen, nicht mehr oder weniger, genug um Gefangene in den Wahnsinn zu treiben.

In der Holzbox ist Ruhe und um die Forschungsanstalt schleicht ein suspendierter Bischof, nägelkauend, aus seinem Ornattaschen lugt noch das Cover des schmutzigen Filmchens „Coole Seminaristen auf Abwegen“, ängstlich flehend, dass sogar den wild blühenden Flieder, die gestielten Laubblätter gleich abfallen, noch dazu ist der Ex-Bischof von Heuschnupfen, Birkenpollen und stakkatischen Niesen geplagt. Ein Paradiesgärtlein, eine Holzbox vor ihm, er schlüpft engagiert hinein, nichts ahnend, dass ihm geschieht wie in einem schlechten Film-Plot: keiner kommt hier funkensprühend raus.

*Miss Harmlos*

---

<sup>8</sup> Franz Kafka: Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse, Die Erzählungen, Frankfurt am Main 2003.



## Berlin

To:CBaker@Arts.UCLA.US

Subject: Ich bin ein Berliner

Liebe Caroline,

es ist eisig kalt hier in Deutschland. Als ich gestern ankam hat es sogar geschneit. Professor Barsch, der mich vom Flughafen abholte und mich ins Hotel brachte, sprach vom kältesten Winter des Jahrhunderts.

Ihm schien die Kälte nicht sonderlich viel auszumachen und ich vermute, dass er mir die Geschichte vom kältesten Winter nur erzählte, um den Eindruck zu vermeiden, Berlin wäre immer so, wie es sich mir jetzt darbietet. Der Professor war außerordentlich freundlich und ich versuchte ihm zu entlocken, was die Kommission über meine Entwürfe denkt. Das sei leider noch geheim, sagte er freundlich aber bestimmt, wie es vielleicht nur ein Deutscher kann. Von den Deutschen und der Stimmung hier in Berlin habe ich natürlich noch nicht so viel mitbekommen. Ich bin gleich in mein Hotelzimmer und habe den Professor, der mich noch zum Essen einladen wollte unter Hinweis auf einen Jetlag auf morgen vertröstet. Ich konnte aber nicht an Schlafen denken. Nachdem ich Dein Bild auf den Schreibtisch gestellt habe machte ich mich an die Arbeit. Ich überlege mir nämlich, an meiner Skulptur noch Blumentöpfe anzubringen in denen Kapuzinerkresse wachsen soll. Was hältst Du davon?

Grüß die Jungs von mir. Ich liebe Dich.

Dein Johnson

To:CBaker@Arts.UCLA.EDU

Subject: Ich hab noch einen Koffer in Berlin

Caroline!

Der Professor findet meine Idee mit den Schamhaaren gut. Es könne gar nicht genug auf das Thema Scham eingegangen werden, vertraute er mir an. Er würde statt Kapuzinerkresse aber eher Elefantengras (Ökologiegedanke) verwenden. Ich denke darüber nach. Die Kommission wird übermorgen ihr Ergebnis präsentieren. Ich bin zu nervös, um das Hotelzimmer zu verlassen. Der Page verrät mir, dass Berlin zwar schon bessere Zeiten gesehen hat, aber trotzdem ganz knorke (heißt soviel wie prima) ist. Ich hoffe, dass es euch allen gut geht.

In Liebe, Johnson

To:CBaker@Arts.UCLA.EDU

Subject: Ganz Berlin war eine Wolke und mittendrin stand icke (ich)

Darling!

Ich hab's geschafft. Sie wollen mich! Mich! Alles muss jetzt ganz schnell gehen. Der Schamfinger, so wird er heißen, soll schon im nächsten Monat enthüllt werden. Ich würde Dir gerne alles erzählen, muss aber sofort weg.

Kuss, JB

Berlin (AP,DPA,Reuter)

Autonome schänden "Schamfinger".

Das Berliner Holocaust-Mahnmal des Amerikanischen Künstlers Johnson Baker wurde drei Tage nach seiner offiziellen Einweihung von bisher unbekanntem Autonomen mit Farbbeuteln und allerlei ekligen Zeugs verunstaltet. Größere Schäden erlitt der ca. 750 Tonnen schwere Stahlphallus jedoch nicht. Das Elefantengras ist allerdings hinüber.

Der Bayerische Ministerpräsident Dr. Edmund Stoiber verglich das Attentat mit dem Grauen des dreißigjährigen Krieges (1618-1648).

Ende.

*Daniela Henker*

## Internetrecherche des Quartals

### *Die Rückkehr der Surf-Nazis III*

Jetzt ist es endgültig. Der Film, dessen Titel als pars pro toto für subkulturellen Trash in Kneipendebatten schlechthin stand, ist nicht real. Existiert einfach nicht. Zumindest, wenn man der These folgt, dass alles was ist, auch im Internet ist. Da habe ich nämlich nachgesehen. Es gibt keine cineastische Produktion unter dem Titel ‚Die Rückkehr der Surf-Nazis III‘. Auch keinen Teil I und II. Auch kein englisches Pedant (The Return of the Surf Nazis III oder II oder I).

Belegt ist lediglich die Produktion und Veröffentlichung von ‚Surf Nazis Must Die‘ aus dem Jahr 1987, einer Low-Budget-Produktion aus Kalifornien. Da scheint alles drin zu sein. Erdbeben in Los Angeles, jede Menge Tote. Die Surf-Nazis, geführt von Adolf, Eva und Mengele kämpfen mit den Samurai Surfern um die Vorherrschaft in den Ruinen. Am Ende fallen sie aber einem Rachefeldzug einer liebenden Mutter zum Opfer. Das Opus scheint damals sogar in Deutschland wahrgenommen worden zu sein. Zumindest existiert ein Verriss des Katholischen Filmdienstes, dem man sich in Kenntnis des Films wahrscheinlich anschließen würde.

‚Die Rückkehr der Surf-Nazis III‘ also ein modernes Kneipenmärchen. Macht vielleicht auch nichts, denn eins ist ohnehin klar: Surf-Nazis dürfen nicht zurückkommen.

## Briefe von Onkel Jo

*Auf den Spuren des „entarteten“ Künstlers Johann Mutter in der Provinz*

Im Wohnzimmer meiner Eltern hängt ein Gemälde. Es mutet expressionistisch an und zeigt das Weichbild der Stadt Schongau, das sich im Lech spiegelt.



Als der Maler des Bildes, Johann Mutter, 1974 in Landsberg am Lech verstarb, wurde sein Nachlass im städtischen Inselbad versteigert. Mein Vater erzählt, er hätte nur schnell 300 Mark mitgenommen und damit nur dieses Werk ersteigern können. Googelt man nach Johann Mutter, so findet sich wenig, vor allem Einträge einer nach ihm benannten Straße in Landsberg am Lech. Wer war dieser Johann Mutter? Die Nachbarin meiner Eltern, Maria Lindinger verh. Seitz, kannte den Maler gut. Ich sprach mit ihr über ihre Erlebnisse und Erinnerungen.



Photo: Thomas Glatz

In Landsberg hält man Johann Mutter in Ehren. Eine solche Grußkarte mit einem Blumenstillleben Mutters verschickt der Oberbürgermeister an alle Stadtverwaltungsangestellten, die einen runden Geburtstag feiern.

Frau Seitz zeigt mir einen Stapel Schwarzweißfotos und Postkarten, Bilder aus ihrer Kindheit: „Bin ich nicht fesch gewesen? Ich musste bis zu meinem 13. Lebensjahr Zöpfe tragen“, sagt sie und erläutert: „Kein Kind ist so viel von Johann Mutter fotografiert worden wie ich. Ich habe ausschließlich Kindheitsfotos, die der Johann Mutter gemacht hat.“ Sie besitzt auch einen 8 mm Film, den er gedreht hat. „Da spiele ich im Garten.“ Johann Mutter war ihr „Nennonkel“. Das Elternhaus von Maria Seitz stand auf dem Schlossberg in Landsberg und da hatte der Maler auch sein Atelier. „Ich habe alles gegolten bei ihm. Er hat einen Narren gefressen gehabt an mir. Meine größere Schwester ist nicht in die Kirche gegangen. Die hat er nicht gemocht. Er war sehr gläubig.“ Ihr Vater war sehr kunstbegeistert, hatte sich mit dem Künstler im Nachbarhaus angefreundet, und wurde 1943 Gründungsmitglied und Schriftführer der Landsberger Künstlergilde. Mutter war auch Gründungsmitglied und hat den Saalschmuck der Künstlerbälle der Künstlergilde gestaltet. Er war oft im Elternhaus der Lindingers zu Gast. Frau Seitz schildert einen Dialog ihres Vaters mit Johann Mutter: „Komm vorbei, trink mer an Punsch an Weihnachten. Bist ja ganz alloa.“ – „Naa i gang ins Atelier.“ – „Was tuasch na daa?“ – „Denka.“ Mutter habe dort in der Heiligen Schrift gelesen und nachgedacht. Einmal hatte er Feuerlilien gemalt. Frau Seitz meinte zu ihm: „Du, das ist eines der schönsten Bilder, die Du je gemalen hast.“ – „Des vrschtost Du ned,“ erwiderte Mutter. Ein paar Tage später kam das Mädchen wieder zu Besuch und das Bild war übermalt.



Johann Mutter wurde 1902 geboren und entstammte einer Geretshausener Bauernfamilie. Als Kind hatte er auf dem Feld einen Landschaftsmaler gesehen, ihm eine Weile zugeschaut und sich gedacht, das möchte ich auch können. So kam es auf einem alten Jutesack zu ersten Versuchen und dem Berufswunsch Maler zu werden. Der junge Mann hatte Talent und studierte an der Münchner Kunstakademie bei Hermann Groebner und Carl Kaspar, dem einzigen „Expressionisten“ dort. 1934 erhielt Mutter den Albrecht-Dürer-Preis der Stadt Nürnberg für seine Radierungen. Frau Seitz zeigt mir Fotos vom Tierpark Augsburg und einem Ausflug an die Teufelsküche bei Landsberg. Dann einen Stapel Postkarten. Alle tragen die Anrede „Liebes Kindi“ und schließen mit „Dein Onkel Jo“. Damals sei sie sieben Jahr alt gewesen. Johann Mutter hatte von der Luma in Stuttgart den Auftrag, schützenswerte Kulturgüter zu fotografieren. So hielt er die Kirchenfenster des Freiburger Münsters fotodokumentarisch fest, getrieben von der Angst, „die Nazis hauens zamm“. Von seinen Reisen schrieb er Postkarten aus Amstetten, Zwettl, Weiskirchen, Paris, Straßburg, Hochkönigsburg im Elsass und Tübingen an die Erstklässlerin. Mutter war während seiner Fotoreisen bei Wols (Wolfgang Otto Schulze), einem berühmten Maler des Informel in Freiburg im Breisgau einquartiert. Unter den Postkarten von „Onkel Jo“ befindet sich eine Schwarzweißfotografie: Herbstlaub, das im Lech schwimmt wie ein Teppich. „Das hat ihn inspiriert, da hat er Fotos gemacht. Fotografieren hat er sich selbst beigebracht. Er war ja eigentlich akademischer Kunstmaler. Im 3. Reich verdiente er mit der Malerei nichts mehr, weil das als entartete Kunst galt“, sagt Frau Seitz.



Photo: Thomas Glatz

Das im völkischen Stil gemalte Auftrags-Fresko von 1939 am Lechhaus, das einen Glücklichen Brautheimeführer zeigt, ist ein Versuch Mutters im „völkischen Stil“ der Zeit zu malen.

Im Café Deible, in dem Adolf Hitler sich als Freigänger während seiner Festungshaft bevorzugt aufhielt, das später in ein koscheres, von DPs<sup>9</sup> betriebenes „Café Tel Aviv“ umgewandelt wurde, gerade leer steht und bis vor Kurzem den Drogeriemarkt Schlecker beherbergte, gab es eine Nische, in der zeitgenössische Kunst ausgestellt wurde. Den Nazis missfielen wohl einige der dort gezeigten Werke Mutters, er wurde als entartet abgewertet. So hörte Johann Mutter während der NS-Zeit zu malen auf und verlegte sich auf die Fotografie. „Wenn i net mala derf, wie i ko, dann mal i überhaupt nimma. I muß it mala. I ka was anders.“ ist ein regional berühmtes Zitat aus Mutters Mund. Er war

<sup>9</sup> Displaced Persons.

einer der ersten Fotografen in der Lechstadt und konstruierte sich selbst eine Fotokamera. Sein späteres Atelier in der Herkomerstraße war zugleich Fotoatelier. Als Mutter nicht mehr malte, war er dennoch künstlerisch tätig, organisierte 1947 eine hochkarätige Ausstellung mit unter der NS-Zeit verfemter graphischer Kunst des 20. Jahrhunderts mit Klee, Nolde, Kirchner, Macke, Marc, Kokoschka, Beckmann u. a. im Landsberger Rathaus. 1949 begann Mutter wieder zögerlich mit der Malerei. Mutters später Stil erinnert an den gemäßigten Expressionismus seines Lehrers Karl Caspar, an Ludwig Kirchner und an den Max Beckmanns, mit dem er auch in engem Kontakt stand, ein harter, expressiver, realistischer Stil. Frau Seitz erinnert sich, dass Mutter Beckmann oft erwähnt hat. Aber sie wusste als Kind natürlich nicht, wer das war.<sup>10</sup> Bevorzugtes Sujet Mutters war der Lech. „Der Lech hat es ihm angetan.“ Er fuhr zum Lechursprung und hat noch mit 55 Jahren seinen Führerschein gemacht und sich einen kleinen Fiat 600 gekauft. Auf einem seiner Mal-Ausflüge ist er in Finning an einen Baum gefahren und im Krankenhaus gelandet. Nach seiner Genesung sei er nie mehr in ein Auto gestiegen.

Mutter hat die Sprengung Karolienenbrücke 1945, kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner fotografiert und den Todesmarsch von Häftlingen aus den KZ – Außenlagern „Kaufering“ nach Dachau fotodokumentarisch festgehalten.



Stadtarchiv Landsberg, Fotograf J. Mutter. In: Paulus, Raim, Zelger (Hg.): Ein Ort wie jeder andere, Rowohlt, 1995

Frau Seitz erinnert sich noch an den Häftlingszug: „Da hat er mich mitgenommen. Ich habe damals als Kind keine Ahnung gehabt. Ich habe diesen Zug noch lebhaft in Erinnerung, die schwerbewaffneten Posten mit Gewehr, die Häftlinge in ihren weißblauen Sträflingsanzügen. Mutter ist wahrscheinlich nicht allein hingegangen, weil ein Mann allein fällt auf! Ein Mann mit Kind fällt weniger auf! Da hat er mich mitgenommen. Er wäre sofort festgenommen worden, wenn das jemand gemerkt hätte, dass er fotografiert. Er wollte das dokumentieren für künftige Generationen.“ Nun hat Frau Seitz vier Jahre gekämpft, dass eine Straße nach Mutter benannt wird. Auf einer Vernissage sprach sie den damaligen OB Lehmann an, ob man nicht eine Straße nach Mutter benennen könne. Immerhin habe der Künstler 40 Jahre in Landsberg am Lech gelebt und gewirkt. „Ist notiert“, habe der damalige Bürgermeister geantwortet. Heute gibt es die Johann-Mutter-Straße.

<sup>10</sup> In „Max Beckmann: Aufzeichnungen 1903-1950. Die Realität der Träume in Bildern, Leipzig, 1984“ konnte ich keine Hinweise auf Johann Mutter finden.

Unter mysteriösen Umständen sind die Fotos von den KZ-Außenlagern bei Landsberg, darunter auch die Fotografien Mutters vom Todesmarsch und der gesprengten Karolinebrücke Anfang der Achtziger Jahre von dem ehemaligen Kreisheimatpfleger Huber aus dem Stadtarchiv entwendet worden. Sie tauchten erst 1995 wieder auf.<sup>11</sup> Der 1992 von Hartfrid Neunzert zur Ausstellung „Johann Mutter. Das malerische Werk“ erschienene Katalog ist bis heute leider das einzige diesem Künstler geschuldete Werk, durch das er kunstgeschichtlich dokumentiert bleibt. Seine Druckgrafiken und Dokumentar-fotografien gilt es noch zu erforschen und zu entdecken!<sup>12</sup>

*Thomas Glatz*

## Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle, Teil IX

*Was bisher geschah*

Unser Protagonist steht ein bisschen unter Stress. Neue Institutionen ändern die soziale Dynamik im Wohnheim. Die Leitung hat eine Sozialpädagogin eingestellt. Frau Karin Werinher soll den Bewohnern helfen, ihren Weg in eine Welt außerhalb des Heims zurück zu finden. Sie beginnt sich in Einzelgesprächen ein Bild ihrer Klienten zu machen, um dann Vorgehensweisen für mögliche Überführungen in betreutes Wohnen zu konzipieren. Unser Held empfindet dieses Angebot eher als Bedrohung, denn als Perspektive für eine erfülltere Existenz. Diese Sichtweise wird noch durch die Tatsache verstärkt, dass Frau Werhiner offensichtlich ein Interview mit Christian geführt hat, dem einzigen Bekannten des Protagonisten aus der ‚realen‘ Welt. Auch andere Bewohner sind verunsichert. Der noch immer recht angeschlagene Erwin kann sich in Gesprächen mit der Sozialarbeiterin nicht wirklich zurückhalten, es kommt zu wüsten Beschimpfungen der neuen Kraft, die ihm eine Rüge der Leitung einbringt. Peter steht weiterhin unter Druck. Nach dem Scheitern seiner Teilnahme am Wohnheimreader wird er bei der Erledigung seiner Arbeiten unter Sonderaufsicht gestellt. Dem Altprofessor Brixen geht es prima. Er konnte im Januar die Belegexemplare der von ihm betreuten Veröffentlichung verteilen und ließ sich auch durch Peters Beschimpfungen auf der Veröffentlichungsfeier wenig beirren. Sein ehemaliger Mitarbeiter Felix simuliert durch bezahltes Publizieren bei Dissertationsverlagen einen eigenständigen Weg. Bei all dem tritt der Wohnheimalltag für unseren Protagonisten zunehmend in den Hintergrund, die Hauptfrage ist schlicht: Was wird Frau Werinher mit ihm anstellen und wie soll er sich dazu verhalten?

### *4. April*

Ich bin auf einer Projektabschlussfeier auf Ingrid gestoßen. Ich gehe ihr normalerweise aus dem Weg. Ihre ichzentrierte Art, ihr Hang, Andere für ihr Scheitern verantwortlich zu machen, verbunden mit

---

<sup>11</sup> Die mysteriösen Vorgänge um das Verschwinden der Fotodokumente hat die Bürgervereinigung „Landsberg im 20. Jahrhundert“ dokumentiert.

<http://www.buergervereinigung-landsberg.de/umgangsgeschichte/stadtlandsberg/Huber.pdf>.

<sup>12</sup> Neunzert, Hartfrid und Alexandra Schuler: Johann Mutter. 1902-1974. Das malerische Werk. Beiträge: Walter Drexl und Doris Zeit. – Neues Stadtmuseum Passau: Peda 1992. 47 S., Abb. (Kunstgeschichtliches aus Landsberg a. Lech. 9.)

dem Selbstbewusstsein, das sie aus ihrem Bandprojekt und dem Salon zieht, belasten mich, schüttet jede Freude an einem vergleichsweise ‚normalen‘ sozialen Umgang zu. Doch an diesem Abend wirkte sie anders. Bedrückt und etwas verloren suchte sie eine Gesprächsposition zwischen den Kleingruppen, die sich mit Getränken in der Hand im Raum verteilt hatten. Diese Verlorenheit ermutigte mich zu einem Gespräch. Ich hoffte auf eine Brüchigkeit, in der sie nicht in der Lage ist, all ihre Schwächen zu verdecken. Ich wurde nicht enttäuscht. Ingrid's monatlicher Salon war als Bewohnerprojekt komplett gescheitert. Schon von der ersten Veranstaltung an durch die Verwaltung übernommen, hatte er sich im vergangenen Vierteljahr zu einer pseudokulturell durchtränkten Informationsveranstaltung der Leitung entwickelt. Obwohl man Ingrid sanft genötigt hatte, das Ganze unter ihrer Ägide weiterzuführen, war den Bewohnern der wahre Charakter des Ganzen nicht entgangen. Wenige verirrt sich in die intensivst angekündigten Veranstaltungen, versteckter Spott und offene Häme setzten Ingrid zu. Sie gab offen zu, dass sich vor allem Opportunisten in die Lesungen verirrt, die mit ihrer Teilnahme ihre Chancen auf Gehör bei der Verwaltung verbessern wollten. Ich bin Mitbewohnern, die diese Strategie fahren, nicht wirklich böse, jeder muss selbst wissen wie er das Verhältnis von Selbstachtung und Bequemlichkeit ausgestaltet. Als Ingrid merkte, wie sehr ich ihre Klagen um das geraubte Projekt genoss, verhärtete sich ihre Position. Sie betonte tapfer-trotzig, dass es nun halt so sei wie es sei und sie sich um so mehr auf ihr recht erfolgreiches musikalisches Projekt konzentriere, vom dem ich ja sicher wisse, dass es auch außerhalb des Wohnheims recht ansehnliche Beachtung genoss. Außerdem seien ihre bisherigen Gespräche mit Frau Werinher recht vielversprechend verlaufen, sie rechne damit zu denjenigen zu gehören, die diesen leidigen Ort in absehbarer Zeit in Richtung betreutes Wohnen verlassen könne. Mir viel nichts rechtes ein, um ihren Panzer an aufgesetzter Zuversicht wieder zu zerbrechen und so verzog ich mich recht schnell Richtung Getränke. Viel zu viel Bier ließ mich schlecht schlafen. Mein zweites Gespräch mit unserer Sozialpädagogin naht, ich bin verunsichert, habe weder eine Strategie des Umgangs noch eine Zielsetzung für die Termine. Ich leide unter der absurden Angst, in diesen Gesprächen zu versagen, mich bloßzustellen, obwohl es nicht einmal eine Vorstellung gibt, worin ein Scheitern bestehen könnte.

Man begegnet oft der Idee, dass jemand etwas nicht tut, weil er es nicht mag. Meiner Meinung nach ein grandioser Fehlschluss. 80% allen Handelns ist nicht autonom, enthüllt nicht wirklich Präferenzen desjenigen, der gerade eine Tätigkeit vollzieht. Es ist bestimmt von verfestigten, unhinterfragten Verhaltensmustern, die den Einzelnen von Willensanstrengungen entlasten, aber damit mitnichten bedeuten, dass ein bestimmtes Vorgehen eine bewusste Entscheidung ist – es ist schlicht Routine. Genauso wenig bedeutet es, dass der- oder diejenige Position gegen eine abweichende oder konträre Handlungsform Stellung beziehen würde. Ein Großteil des Alltagsvollzugs enthält eben keine willentliche Positionierung, es ist ein schlicht ein engagementloses Sein, das sich gegenüber abweichendem Verhalten durchaus gleichgültig zeigen kann. Diese Art von Verhaltensschemata scheinen bei mir besonders ausgeprägt zu sein.



*6. April*

Ich habe zwei fürchterliche Nächte hinter mir, bin vollkommen übermüdet, kann aber nicht schlafen. Nachts läuft immer wieder derselbe Film in meinem Kopf. Frau Werinher erklärt mir verbindlich-vertrauensvoll, wir hätten uns ja jetzt in einem Erstgespräch kennen und hoffentlich auch akzeptieren gelernt und dementsprechend wäre es auch Zeit über meine Pläne und Wünsche für meinen weiteren Lebensweg zu sprechen. Ich fixiere verunsichert die aussagefreien Kunstdrucke an der Wand hinter ihrem Schreibtisch und sage nach einer längeren Pause nichts. Mein Kopf ist leer, keine Ideen. Soll ich bleiben oder gehen wollen? Soll ich überhaupt etwas wollen? Ich sehe in meinen Visionen eine Sozialpädagogin, die immer unduldsamer mit ihrem verstockten Klienten wird, mir mangelnde Kooperationsbereitschaft unterstellt und vorwurfsgeschwängerte Wortgebilde rund um das Thema aufbaut. Obwohl das alles rational betrachtet ihr Problem ist, habe ich panische Angst davor, Probleme zu machen. Es geht dabei weniger darum, von der Verwaltung als unkooperativ zu erscheinen – die Phrasen von Guggenhaus und Brezner kenne ich schon. Sie erreichen mich nicht wirklich auf der emotionalen Ebene. Es ist mehr eine irrationale Angst, mein Gegenüber sauer zu fahren, Angst vor der genervten unterschwellig Aggression eines Gesprächspartners, dem man gerade seinen Job schwer macht. Ich habe nicht das emotionale Selbstbewusstsein, diese Situation in kühler Abgrenzung aus meinem Problemkreis herauszudefinieren. Kein ‚so bin ich halt, soll sie schauen wie sie damit klarkommt‘, sondern nur ein ‚um Gotteswillen, so kann ich doch nicht auftreten‘. Ich habe mir einen Biervorrat zusammengespart. Morgen ist Termin. Ich muss vorbereitend trinken.

*8. April*

Ich bin in angenehm-schlapper Katerstimmung. Entgegen meiner fast schon paranoiden Visionen im Vorfeld der weiteren Erhebung meiner Sozialgenese und Potentiale, bin ich recht gut durch das Gespräch gekommen. Ich hatte sogar den Eindruck, dass Frau Werinher zufrieden mit den Ergebnissen war. Aus ihrer Sicht hat sie wohl sozialarbeiterisch gut performt. Ich bin leicht angetrunken in den Termin gegangen und war damit genau in der Verfassung, in der ich ohne eigene Meinung instinktiv die Phrasen von mir gebe, die mein Gegenüber zu hören wünscht. Ich treffe dann meist recht gut den gewünschten Ton, getrieben von tiefer Harmoniesucht und ohne Konzept oder Ziel. Wenn ich leicht bedübelt bin, erzähle ich, was gehört werden will. Positiv aufgenommene Erzählrichtungen verschmelzen mit meinem Denken, das dem Reden nicht mehr voraus ist. Hier offenbart sich ein autoritärer Charakter, der vor allem eins will – Frieden. Im Konkreten war ich dann in der Darstellung dementsprechend guten Willens. Ich wolle mich entwickeln, in diesem Zusammenhang wäre eine Veränderung in Richtung betreutes Wohnen außerhalb des Heims ein wichtiger Schritt. Ich wisse zwar nicht, ob ich dazu schon bereit sei – das zu beurteilen würde ich Frau Werinher überlassen – aber ich wolle meine Defizite, die einer solchen Weiterentwicklung im Wege stehen würden, kontinuierlich bearbeiten. In dieser Hinsicht wäre ich für Hinweise bzw. eine kritische Auseinandersetzung mit meiner Person dankbar. Kam super an. Frau Werinher ließ mich wissen, dass sie sich über diese Haltung freue. Sie hätte sie nicht unbedingt von mir erwartet und würde im Maitermin gerne eine Analyse meiner Stärken und Potentiale folgen lassen.

*10. April*

Ich bin gut drauf. Ich muss mich gegenüber unserer Hauspädagogin nicht mehr positionieren, das ist mir ja schon angetrunken quasi passiert. Dementsprechend leicht gehen mir Lektorat und Museumsdienst von der Hand. Ich bin sogar wieder in der Lage, mich des Mittags an etwas opulenter besetzte Tische zu wagen. In diesem Zustand kann mich nicht einmal das Gewäsch eines Alexander Brixen stören, der im Moment auch guter Stimmung ist. Er ist wegen seiner Gehbehinderung nach wie vor von Museumsdiensten befreit und äußert sich jetzt – in der Veröffentlichungspause des jährlichen Readers – recht ausführlich zu seinem aktuellen Lektorat. Das natürlich vor allem in einer Form abwertender Bemerkungen über den intellektuell erbärmlichen Zustand heutiger Promotionen. Er hätte diese Machwerke nie – das lässt er regelmäßig wissen – in seiner aktiven Zeit bis zum Rigorosum kommen lassen. Immerhin gebe es auch interessante, wenn auch wenig durchformulierte Aspekte in dem aktuell zu verbessernden Werk. Da geht es wohl um Kritik an den Rationalisierungsthesen Max Webers.

Johann ist weiter die beste Quelle von Neuigkeiten aus dem Heim, aber bei eigenen Erlebnissen mit Werhiner äußert er sich merkwürdig nebulös. Eigentlich hatte er ja angekündigt, ihre Arbeit mit einer umfangreich-neurotischen Lebensbeichte zu behindern. Jetzt ist kein Wort aus ihm herauszubekommen, ob er die bisher gelaufenen Gespräche auch so gestaltet hat.

*15. April*

Ich habe mich in dieser von positiver Energie durchströmten Phase dazu entschlossen, Peter auf einen Umtrunk zu besuchen. Obwohl ich ihn nicht besonders schätze, tut mir sein Scheitern bei Lektoraten und der Verwaltung leid. Er wirkt ruhig, ist in der Lage Smalltalk ohne drastischere Ausfälle zu betreiben. Nach eigenen Angaben hält er sich mit jedweden Äußerungen über die Strukturen im Heim zurück, macht brav sein Lektorat, das er in jedem Detail mit Horst abspricht. Er ist auf absurde Weise weniger belastet als wir. Guggenhaus hat Frau Werinher gebeten, ihn erst einmal aus der Erstellung von Sozialprognosen herauszunehmen. Man wisse ja sowieso noch nicht, ob er bleiben würde. Das enthebt ihn vom Beurteilungsstress durch unsere Reintegratorin, schafft dafür aber eine andere Art der Unsicherheit. Der begegnet er mit der maximalen Form von Anpassung, die ihm möglich ist. Offensichtlich funktioniert das mit einem gerüttelt Maß an Eigenstabilisierung – zumindest, wenn man seiner Darstellung mir gegenüber Glauben schenkt. Ich gehe mit dem Gefühl ins Bett, etwas Gutes getan zu haben, quasi aufopfernde soziale Interaktion.

*20. April*

Meine Freude an den gemeinsamen Mahlzeiten lässt nach. Es herrscht eine merkwürdige Stimmung an vielen Tischen, an denen ich lande. Es wirkt, als wären unsichtbare Wände zwischen den Speisenden eingezogen worden. Wände, die den Umgang miteinander abpuffern, unser bisher auch emotional geteiltes Elend in uns verschließt und nur noch eine kommunikative Oberfläche zurücklässt. Es ist die Aufgabe von Frau Werinher, die unsere bisherige Basis des Umgangs miteinander unterminiert. Es zerstört die Gleichheit, die uns bisher eine gewisse Nähe garantiert hat, die elende Gleichheit

des Verwalteteins und der Perspektivlosigkeit. Wir teilten ein Schicksal und eine gemeinsame Zukunft. Genau das ist jetzt in Frage gestellt. Es schleichen sich Differenzen ein in unseren Positionen des Sollens und des Wollens und kaum einer stellt sich dieser Entwicklung offensiv. Man erfährt sehr wenig über die Gespräche der Mitesser mit der Resozialisiererin. Sie reden über ihre Lektorate, über ihren Dienst im Museum, darüber was Brezner wieder getan oder nicht getan hat, aber nie über ihre Pläne nach der Beurteilung und deren Chancen auf Verwirklichung.

Nur Brixen schwätzt in dieser Beziehung eifertig vor sich hin. Er ist an sich von Gesprächen mit Frau Werinher befreit, weil ein Auszug in ein betreutes Wohnen nicht mit seiner Gehbehinderung in Einklang zu bringen ist. Er hat nach eigenem Bekunden trotzdem vorgeschlagen, um unserer Frau Sozialpädagogin klarzumachen, dass er durch die redaktionelle Zusammenarbeit mit einigen Bewohnern hervorragend in der Lage wäre, eine Einschätzung abzugeben über die Möglichkeiten dieser Klienten in freier Wildbahn zu überleben. Aus seiner Sicht sei seine Expertise nicht nur hilfreich, sondern genau genommen unverzichtbar, da sie die einzig verlässliche Information über die Möglichkeiten zielgerichteten Arbeitens vieler Bewohner darstelle. Werinher habe – so Brixen – diese Unterstützung dankbar aufgenommen. Neue Termine seien in Planung.

#### *25. April*

Ich habe zusammen mit Johann am Nachmittag Erwin besucht. Er geht wohl brav zu seinen Terminen mit Frau Werinher, möchte aber nicht darüber sprechen. Sogar den Konsum von Alkohol lehnt er ab. Ich weiß nicht, ob ich mir mehr Sorgen denn je machen soll, oder mich freuen. Ich konnte mich mittags einem Essen mit Felix nicht entziehen. Er kam später als ich und ich konnte ihm den Stuhl neben mir nicht verwehren. Er geht offen mit seinen Erlebnissen mit Werinher um. Sie geben ihm Mittel an die Hand sich weiterhin als herausragenden Typen zu inszenieren. Zusammen mit seinem selbstgedruckten Buch und seinem – natürlich super laufenden – Lektorat scheint er sich in seiner Welt stabilisiert zu haben, also in einer, die um die Kernthese kreist: ‚Ich bin herausragend, bei mir ist alles ok‘.

#### *5. Mai*

Es sind ruhige Zeiten, die meisten Bewohner scheinen mit sich selbst beschäftigt. Es ist wenig über die Aktivitäten von Frau Werinher zu erfahren. Die Lektorate laufen vor sich hin. Es gibt nicht immer Abschlussfeste. Mein eigenes Machwerk mit den Frühlingsrasern läuft desinteressiert problemfrei vor sich hin.

Horst arbeitet an einem Lektorat über die Weimarer Republik und ist sehr ruhig und gefasst. Ohne Häme nimmt er die Betreuung von Erwin an. Er will bleiben, versucht aber keine Tricks gegenüber unserer neuen Betreuerin. Wir essen jetzt öfters zusammen. Mir tut es gut, wie offen er mit seinen Gefühlen und Strategien in der neuen Situation umgeht. Es erzeugt eine Nähe, die ich im Umgang mit anderen Bewohnern im Moment vermisse.

*15. Mai*

Großartige Neuigkeiten von unserem Oberschlaumeier Brixen. Er kann die großspurige Ankündigung seiner Teilnahme an den Resozialisierungsbemühungen Werinher's bisher nicht einlösen – keine neuen Termine bei ihr. Folgt man seinen kurzen und wenig blumigen Erklärungen, so befindet sie sich wohl im Moment in der heißen Phase der Vorgespräche und könne deswegen nicht auf seine Expertise zurückgreifen.

*22. Mai*

Kaum besondere Vorkommnisse. Der Dienst im Museum ist in Ordnung. Gelegentlich schlagen die Verhöhnungen von Schülergruppen ein bisschen auf die Seele. Sie sind furchtbar, wenn sie sich in der Pubertät befinden. In unserem offensichtlichen Scheitern und der Würdelosigkeit als lebendes Ausstellungsartefakt eignen wir uns hervorragend für verpickelte, unproportioniert gewachsene Jungs, um sich mit billigen Witzen auf unsere Kosten gegenüber den gelangweilten Klassenkameradinnen zu positionieren. Die würden uns unbehindert in die Mülltonne treten, wenn es dafür einen bewundernden Blick der ausschnittstiefen Gören geben würde.

Ich denke gelegentlich an Christian, der die Zumutungen seines Jobs durch die Konstruktion der ‚freien Wahl‘ und durch Aufstiegssehnsüchte besser kompensieren kann. Ich habe mich nicht mehr gemeldet, zu tief sitzt noch die Verbitterung, dass er sich für ein Interview mit Werinher zur Beurteilung meiner Person hergegeben hat. Mein Potentialgespräch naht. Ich bin eigentlich ganz ruhig, fast schon neugierig, wie denn eine professionelle und weltzugewandte Einschätzung meiner Fähigkeiten und Möglichkeiten aussehen könnte.

*23. Mai*

Ein Blick in den Kalender hat meine mühsam erarbeitete Stabilität zertrümmert. Mein Geburtstag naht. Sofort sind die Bilder des letzten Jahres wieder da. Ein Sommertag auf einer Liegewiese im Freibad. Tausende fröhliche Menschen und wir mittendrin und nicht dabei. Unser grandioses Scheitern ist heute noch manchmal Thema an besoffenen Abenden und zwar als ein echter Beweis dafür, dass der Weg zurück ins echte Leben nur im Desaster enden kann. Ich habe nicht die Kraft dieses Jahr als Stifter irgendeiner Art von Sozialdynamik aufzutreten, will mir Ignoranz gegenüber dem, was da auf mich zukommt, leisten. Jubiläen, wie Geburtstage, gehören nie einem selbst. Es steht immer die Frage der Anderen im Raum ‚Was machst Du?‘ oder präziser ‚Was bietest Du uns?‘ Ich sehe mich im Moment nicht in der Lage dem zu entsprechen.

*26. Mai*

Gestern hatte ich mein drittes Gespräch mit Frau Werinher. Nachdem sie im letzten so dringlich nach meinem Willen und meinen Zielen gesucht hatte und ich ihr quasi zufällig-generisch auch dazu passende Aussagen geliefert hatte, ging es diesmal im sogenannten ‚Potentialgespräch‘ eher ums Können. Schon klar – da bin ich wohl nicht so gut aufgestellt – eine These, die sich ja schon fast

zwangsläufig aus meinem Leben hier im Wohnheim ergibt. In einzelnen stellte sich das Ganze dann für unsere Beraterin so dar:

- Ich bin konfliktscheu und muss unbedingt an konstruktiven Wegen in der Auseinandersetzung mit Anderen arbeiten.
- Ich habe Probleme bei der Kontinuität meiner Arbeitsstrukturen und in der Selbstorganisation. Hier spielt auch Alkohol – so Karin Werinher – eine verstärkende Rolle, obwohl sie meine Konsummuster nicht grundsätzlich für therapiewürdig hält, sondern hier eher auf mein Engagement bei der Kontrolle dieses Themas setzt.
- Ich habe wohl prinzipiell Potential, man müsse allerdings eine geringe Flexibilität bei mir konstatieren. Meine Fähigkeiten seien einfach nicht marktgängig und hier wäre eine Neuorientierung, die ich allerdings auch akzeptieren müsse, dringend notwendig. Es ginge nicht an, an dieser Stelle sich mit sich Selbst und einem Kompetenzprofil zufrieden zu geben, das grundsätzlich auf eine Unterstützungswürdigkeit durch die Gesellschaft hinauslaufe. Das Bemühen darum, diese Situation zu ändern, enthalte doch auch ein moralisches Moment.

Ich war verblüfft, wie direkt sie den Aufruf sich endlich in einen bezahlten Job zu verpissen in eine Analyse meiner Person einflechtete. Hier hätte ich ihr mehr nebulöses sozialdemokratisches Gequatsche zugetraut. Neu ist das alles nicht für uns, trotz der Sicherheit der schlecht renovierten Mauern des Wohnheims: der Druck des sogenannten Arbeitsmarkts, der Anspruch verwertbare ‚Leistung‘ bringen zu können. Auch bei uns dringt diese Setzung zunehmend ein. Wie sonst hätten wir Lektorate und Museum deuten sollen? Als reine Refinanzierungsstrategien einer vom Staat zunehmend verlassenen Aufbewahrungsstätte der Nutzlosen? Nein, all das hilft Brezner zwar im politischen Diskurs, frei nach dem Motto: ‚Die tun doch was! Die geben sich doch Mühe! Die wollen doch Arbeiten!‘. Trifft es aber nicht ganz: Wir müssen was tun! Wir müssen uns Mühe geben im Sinne der Verwertbarkeit! Wir müssen Arbeit wollen!

Dabei ist der Wille zur Arbeit gerade zu dem Zeitpunkt zum Kernpunkt einer fast allgemeinen Ethik geworden, zu dem diesem Willen nicht mehr auf breiter Front entsprochen werden kann. Dabei hat Markt an sich erst einmal nichts Ethisches. Volkswirtschaftler mögen zwar postulieren, dass dessen vermeintliche Effektivität an sich schon moralisch wäre, aber das ist so zweifelhaft wie irrelevant. Marktliche Aushandlungen werden ja gerade für ihren Präferenz nihilismus gepriesen, quasi jeder nach seiner Fassung. Nur arbeiten – arbeiten muss man wollen. So wird die Affirmation des Marktes als Paradigma der eigenen Lebensgestaltung zur letzten Moral – einer Moral, der wir Internierte nicht mehr folgen können. Eine Tatsache, die jetzt nicht mehr bedingungslos anerkannt wird. Wir sollen wieder wollen und Frau Werinher trifft die Urteile darüber, ob wir auch können.

## *2. Juni*

Brixen hat versucht sich bei Guggenhaus zu beschweren. Werinher hat ihn wissen lassen, dass es ihr auch ohne seine Expertise gelungen sei, sich einen Überblick über den Entwicklungsstand der Bewohner zu machen. Sie danke ihm zwar für das Angebot, wolle aber nicht durch Expertisen einzelner Bewohner Hierarchien in das Sozialgefüge einziehen. Johann erzählt das Ganze mit einer Süffisanz

beim Mittagessen, die an seine besten Zeiten erinnert. Normalerweise kann man ihm im Moment nur wenig Neuigkeiten entlocken. Er knabbert offensichtlich an den Gesprächen mit Werinher, ohne sich aber mir anzuvertrauen.

Sigrid ist weiter auf ihrem Verweigerungstrip. Sie wird nicht zu Gesprächen von Werinher geladen, ist von allen Diensten befreit, aber auch von Nutzungsrechten für Räume für Materialica. Es ist offensichtlich. Es geht um die alten Methoden der Spaltung. Wir sollen sauer werden, dass sie einfach so damit durchkommt – Druck aufbauen, Differenzen zwischen den Bewohnern herbeiführen.

War die Verwaltung dabei nicht versteht: Wir sind in gewisser Weise schon von je her weit voneinander entfernt. Hier erwartet keiner etwas vom anderen. Dadurch gibt es auch keine Enttäuschungen und keine Vorwürfe.

Ich habe noch immer keinen Plan für meinen Geburtstag. Die Phase der Verdrängung, die ich mir gegönnt habe, wird zunehmend durch eine Mehrung der abendlichen Legendenerzählungen rund um die letztjährige Veranstaltung durchlöchert. Ich kann mich aber dem Stress noch nicht stellen. Ich will nichts organisieren, für keinen Verlauf eines Abends verantwortlich sein!

#### *4. Juni*

Ich habe dann doch kurzfristig in den Gemeinschaftsraum zu einem kleinen Umtrunk mit Präsentationskaraoke geladen. Leitlinie war dabei quasi ‚weder mich, noch meine Freunde überfordern‘. Drei Vortragende – Johann, Max und Erwin, 3 weitere Gäste. Billigbier. Keine Verlängerung der Raumnutzung über ein Uhr hinaus. Die drei aktiven Akteure habe ich auch gar nicht erst gefragt. Die Erfahrung in diesen Wänden hat gezeigt, dass Ankündigungen, die als Festlegungen am schwarzen Brett stehen, fast immer unwidersprochen hingenommen werden. Diese Gewöhnung an diese spezifische Performanz der kommunikativen Struktur habe ich genutzt. War erfolgreich. Längere Diskussionen und Überzeugungsarbeit hätte ich auch nicht durchgestanden. Ich habe im Internet einige abstruse Präsentationen gefunden, die sich für improvisierende Vorträge meiner Freunde recht gut eignen – einen technischen, einen wissenschaftlichen und einen von einem Symposium von Betriebswirtschaftlern. Ich hoffe auf einen guten Tag der Teilnehmer.

#### *7. Juni*

Ich bin erleichtert. Mit der Abarbeitung meines Jahrestages fällt mir ein Stein vom Herzen, Skandale ließ die Unambitioniertheit des Vorgehens auch kaum zu. Die Karaoke erwies sich als etwas holprig – Erwin hatte zu jeder Folie nur eine Erläuterung – ‚Ich habe keinen Doktor gemacht, um diesen Scheiß zu kommentieren‘ und Johann erzählte relativ viele Geschichten über seine Ex-Frauen – zu einer Präsentation über technische Pumpen. Immerhin zeigte Johann Engagement und eine gute Tagesverfassung. Er formte die Folien, mit denen er konfrontiert wurde, in Kleinode von süffisanten Angriffen auf die Welt der Betriebswirte um, und konnte damit den ein oder anderen Lacher ernten. Die kleine Gruppe nahm es wohlwollend auf und trank friedfertig bis ein Uhr.



*10. Juni*

Die Phase der Einzelgespräche durch Frau Werinher nähern sich dem Ende. Wieder einmal fordert uns Brezner huldvoll auf, der neuen Kraft unsere Aufmerksamkeit in einer Versammlung zu schenken. Morgen ist es soweit.

*13. Juni*

Eine Stunde Werinher für alle. Sie hat sich brav bedankt. Für konstruktive Gespräche. Dafür, dass ihr die Bewohner in offener Atmosphäre einen so tiefen Einblick in ihr Leben, ihre Gedanken und ihre Träume gewährt hätten. Es gelte jetzt für jeden der Anwesenden den richtigen Weg zu finden, einen Weg, der uns neue Perspektiven biete, unsere Möglichkeiten und Potentiale anspreche. Es ginge in diesem Zusammenhang aber nicht darum, uns mit den kommenden Herausforderungen alleine zu lassen. Ganz im Gegenteil. Im Großen und Ganzen könne sie aus den bisherigen Erfahrungen mit uns drei Umgangsformen und Entwicklungswege für die Bewohner herausarbeiten. Einerseits gebe es Klienten, die schon jetzt über alle Kompetenzen verfügen würden, um einen Auszug in betreute Wohnprojekte zu ermöglichen. Eine weitere Gruppe müsse noch in diese Richtung entwickelt werden. Für sie seien die kommenden drei Monate durch Gruppenarbeit geprägt, die auf die Beseitigung möglicher Defizite ziele. Es gebe eine weitere Gruppe von Bewohnern, die ihre Möglichkeiten auch weiterhin am besten innerhalb dieser großartigen Einrichtung entfalten könnten. Sie würde sich in den kommenden vierzehn Tagen die Zeit nehmen, jedem und jeder Einzelnen seine Verortung in diesem Beurteilungssystem mitzuteilen, zu erläutern und die nächsten Schritte festzulegen.

*15. Juni*

Heftiges Trinken. Ich fühle mich wie vor der Notenbekanntgabe, erst recht nachdem ich erfahren habe, dass Johann in seinem gestrigen Einzelgespräch die Green Card für das WG-Leben bekommen hat. Ich bin übermorgen dran.

*18. Juni*

Wie immer bin ich im Mittelmaß gelandet. Quasi zwei. In einem zugewandten Zehnminutengespräch teilte mir Frau Werinher mit, dass sie sich sehr über unsere interessanten und konstruktiven Gespräche gefreut habe, aber aufgrund der mit mir bereits besprochenen Defizite (kurzer Blick in die Akte mit monotoner Aufzählung ihrer gutachterlichen Phrasen), davon ausgehe, dass mein Weg erst über die Gruppengespräche in neue Wohnformen führen könne. Die Prüfungskommission hat gesprochen, die Teilung ist vollzogen. Zumindest Johann werde ich als Bezugspunkt und Umfeld verlieren.

*20. Juni*

Immer mehr Urteile werden verkündet, lassen sich auch von den Betroffenen nur schwer verheimlichen, meist ist es am Verhalten zu erkennen. Felix Rubin, die sich selbst überschätzende Nervensäge, ist in der ersten Kolonne der Umsiedler. Er kann zu keinem Zeitpunkt die Bemerkung unterlassen, dass er es gewusst habe. Das trifft besonders Christiane. Sie hat den Stempel ‚nicht resozi-

sierungsfähig' bekommen. Nicht, dass ich diese Einschätzung nach den esoterischen Eskapaden und ihrer Selbstüberschätzung der letzten zwei Jahre nicht teilen würde, aber leid tut es mir trotzdem. Für sie ist das alles jenseits jeder Plausibilität. Eigentlich war sie schon am Planen ihres Auszugs. Es freut mich dagegen, dass Horst auch Gruppentherapie verordnet bekommen hat. Ihm ist es egal, und ich habe einen Mitstreiter, mit dem mich inzwischen eine angenehme Kommunikationskultur verbindet.

### *22. Juni*

Die letzten Bekanntgaben enthielten ein paar kleinere Sensationen. Sigrid wurde ohne ein einziges Gespräch als unbedingt auszugsfähig eingestuft. Nur weil sie sich gelegentlich im Wohnheimleben kanntig gezeigt hätte, könne man ihr neue Perspektiven nicht verwehren, wenn die grundsätzliche Sozialprognose positiv sei, ließ Frau Werinher verlauten. Eine schöne Formulierung für den durchsichtigen Versuch, das Unbequeme wegzuloben. Umso betroffener ist Ingrid. Das trotziges Persönchen mit dem ungebrochen-bürgerlichen Habitus ist im Lernprogramm gelandet und kann diese Entscheidung nun wieder gar nicht verstehen. Schließlich hätte sie über ihr erfolgreiches Bandprojekt genügend stabile Verbindungen nach ‚draußen‘. Sie müsse da noch einmal mit der vollkommen überschätzten Sozialarbeiterin reden. Ihr Schicksal teilt sie mit Max. Auch er hat noch Erziehungspotential, das Frau Werinher ausschöpfen will.

### *27. Juni*

Erna und Erwin haben erwartungsgemäß eine Dauerkarte fürs Wohnheim gezogen. Beide kommunizieren diese Entscheidung teilnahmslos in die Runde. Nichts anderes hatten sie erwartet, nichts anderes hätte zu ihren Plänen und ihrem Selbstbild gepasst. Für mich beginnen nächste Woche die Sitzungen, gleich nach der Abgabe des aktuellen Lektorats. Ich bin gespannt und nervös. Ich habe keine Ahnung, wie ich die Abschiedsfeier von Johann überstehen werde.

## Aus dem Plattenarchiv

### *Cordelia's Dad – Cordelia's Dad (1989)*

Es gehörte lange Zeit zu den impliziten Ansprüchen von Popmusik immer Avantgarde sein zu wollen. An die Spitze der jeweiligen Jugendbewegung gesetzt, ging es darum, das aktuelle ‚Lebensgefühl‘ ästhetisch zum Ausdruck zu bringen. Es dauerte bis in die achtziger Jahre dieses Entwicklungsmodell zu brechen und ein Nebeneinander diversifizierter Stile zu etablieren, die sich aus dem Zitatenschatz von vier Jahrzehnten Musikentwicklung bedienten um ihr jeweiliges Klientel mit ‚neuen‘ Produktionen zu aktualisieren und zu stabilisieren. Diese Entwicklungsidee kreiste dabei immer um die Idee der Metropole mit ihrer sozialen Verdichtungsfunktionen, Ort der Auseinandersetzungen und der kulturellen Dissidenz. Cordelia's Dad gehören zu einer jener Bands, die diese Vorstellung in Lebensstil und künstlerischen Schaffen gegen Ende der 1980er Jahre verabschiedeten und das Recht der Provinz auf eigenständige Ausdrucksformen und originelles Schaffen unpräzise einklagten. Ihr Debütalbum von 1989 ist dabei ein wunderschönes Beispiel eines Stils, der später als ‚Americana‘ sein eigenes zusammenfassendes Label bekommen sollte. Es sind wehmütige halbakustische Songs, die sich aus

dem Fundus von Country und irischem Folk bedienen. Cordelia's Dad verlassen sich ganz auf ihr Songmaterial und ihre Eigenständigkeit. Sie können und wollen sich auf keinen metropolitanen Zusammenhang beziehen. Das schlichte Cover der Platte zieren Kühe, die einen alten Opel auf ihrer Weide entdeckt haben – eine Szenerie, die nirgendwo hin will, sondern angekommen ist. Um diese Mitte gruppieren sich auch die Songs einer Platte, die nach zwanzig Jahren nichts von ihrer Atmosphäre verloren hat.